Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 27 Leipzig, den 5. Juli 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Ein kindlich-kühnes Wort — Das Testament des Franz von Assisi: 1. Der Wortlaut des Testaments und seine Stellung unter den Quellen für das Leben des Franziskus — Welche Philosophie liefert die besten Waffen zum Kampf gegen die materialistische Sozialdemokratie? — Marcella. Erste Hälfte — Bücher und Schriften: Ein lokaler Kampf um religiöse Weltanschauung; Sünde oder Krankheit? Die Diakonissenfrage; Warum fehlt es an Diakonissen und Pflegerinnen? Ueber den erziehlichen Wert der Hausmusik; Rythmisch! Jugenderinnerungen eines deutschen Theologen; Aus dänischer Zeit; Allerlei Leute — Verschiedenes: Die Ereignisse in Frankreich; Zu unserm Artikel über Kandidatennot; Der Roman des Notowitsch — Zur Beachtung — Anzeigen

Ein kindlich-kühnes Wort

Glauben wir nicht, so bleibt er treu; er kann sich selbst nicht verleugnen. 2. Tim. 2, 13.

Wie der Wassersturz im Bergwald oft etwas schwindelnd Kühnes an sich hat, so auch manche Gedanken, die auf den Höhen des Glaubens entspringen und mit überraschender Gewalt plötzlich hervorsprudeln. Je und dann ist wohl auch ein Mensch durch sie zu Fall gekommen. Darum hat man zuweilen von „gefährlichen" Worten gesprochen. Das Wort von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein ist eins von ihnen.

Blitzartig tauchen solche Gedanken hervor. Wer hätte wohl, wenn er eben noch (V. 12) das drohende Wort gelesen hatte: Verleugnen wir, so wird er uns auch verleugnen — unmittelbar darauf die Wendung erwartet: Glauben wir nicht, so bleibt er treu —? Klingt das nicht paradox? Und wie verträgt es sich mit dem andern: Wer nicht glaubet, der ist schon gerichtet (Joh. 3, 18)?

Rohe ungeschickte Hände haben versucht, aus den Worten von der Rechtfertigung aus dem Glauben einen fadenscheinigen Deckmantel laxen Lebens zusammenzuflicken. Warum sollte man nicht aus dieser apostolischen Rede einen Rechtstitel für eine falsche Sicherheit herauslesen können? „Werke sind nicht nötig zur Seligkeit, nur Glaube; aber auch wenn wir nicht glauben, schadet es nichts. Der liebe Gott ist ja so gut; er giebt uns die Seligkeit auch ohne Glauben."

So kann ein Glaubenswort verzerrt werden, das doch nur eins wollte: von unendlicher, unverdienter Gnade stammeln.

„Glauben wir nicht, so bleibt er treu" — oder, wie es wörtlich heißt: werden wir untreu, so bleibt er doch treu. Wir dürfen uns die Tragweite des Gedankens nicht verkümmern lassen durch den blassen Begriff von „Unglauben," der noch immer so vielen nichts andres ist als das unentbehrliche Korrelat zu dem Worte Kritik. Wer täglich von neuem um ein festes, starkes Vertrauen zum Vater zu ringen hat, wer es an sich täglich erfährt, wie schrecklich es ist, wenn dies Vertrauen von irgend einem jähen Windstoß geknickt wird, wer immer wieder sich auf dem Wege der Untreue ertappt, indem er andern Herren und Helfern nachläuft, weil er dem himmlischen Vater die richtigen Wege nicht zutraut — der weiß, daß jener sogenannte „Unglaube" Wellengekräusel ist gegen die gefährliche Hochflut der Gedanken, die im tiefsten Grunde vom Mißtrauen gegen Gottes Vaterliebe aufgewühlt sind. Aber der Mensch, der die Qual kennt, die dieser Unglaube mit seinem Gefühl der Gottverlassenheit in sich schließt, fühlt denn auch dankbar, welch ein erquickender Trost es ist, der in dem kleinen unscheinbaren, scheinbar so gefährlichen Worte schlummert: Glauben wir nicht, so bleibt er (doch) treu.

Wie oft haben wir es erleben dürfen, daß er uns niederwarf, gerade wenn wir in kindischem Trotz eigne Wege gehen wollten. Würde er uns zu Boden werfen, wenn er uns vergessen hätte? Das ist der starke und doch so beschämende Trost, den wir dann erfahren dürfen: Wenn wir uns vergessen und ihn, dem wir so oft schon gelobten, rechte, treue, vertrauende Kinder zu sein — er vergißt uns nie. Auch ein menschlicher Vater hört nicht auf, treu für sein Kind zu sorgen, selbst wenn es trotzig meinte, ohne ihn fertig werden zu können. Darum, wenn uns die Hände sinken wollen, weil die dunkle Welle des Unglaubens mit all ihrem Sündenschlamm, Verzagtheit, Trotz, Traurigkeit und Eigensinn immer wieder über uns hereinbricht, so wollen wir uns nicht an den Gott wenden „nach unserm Bilde gemacht," d. h. ebenso wankelmütig und haltlos in Liebe und Treue, wie wir es sind — dann müßte es ja heißen: werden wir untreu, so wird er auch untreu! Furchtbarer Gedanke; hast du ihn schon einmal im rechten Augenblick ausgedacht? Nein, wir klammern uns an den Vater, der auch darin treu ist, daß er es den Aufrichtigen gelingen läßt, d. h. auch denen, die aus der beängstigenden Atmosphäre unseligen Mißtrauens sich aufrichtig heraussehnen in die frische fröhliche Luft kindlichen Vertrauens.

„Er kann sich selbst nicht verleugnen." Das ist solch ein fröhliches kindliches Vertrauen. So kann nur ein Kind Gottes sprechen, das mit seinen großen Kinderaugen den Vater anschaut und spricht: Nicht wahr, lieber Vater, du kannst mich gar nicht allein lassen, auch wenn ich kein liebes Kind bin — dazu hast du mich viel zu lieb!

Kindlich, und doch kühn.

Aber sagen sie denn nicht in der That beide dasselbe — das Kind Gottes und jener andre, der mit der Gutmütigkeit des alten Mannes rechnet? — Wirklich? Es kommt darauf an, wer den Vater dabei ansehen kann. P J

Das Testament des Franz von Assisi

Uebersicht: 1. Der Wortlaut des Testaments und seine Stellung unter den Quellen für das Leben des Franziskus; 2. Die Geschichte des Franziskus und seines Ordens im Lichte des Testaments; 3. Das Testament im Lichte der Geschichte des Franziskus und seines Ordens

1. Der Wortlaut des Testaments und seine Stellung unter den Quellen für das Leben des Franziskus

In Nr. 20 dieses Blattes habe ich von Paul Sabatiers Leben des heiligen Franz gesprochen, und ich darf hoffen, daß jene Mitteilungen über das geistreiche Buch auch das Interesse für dessen schlichten Helden angeregt haben. Sollte ich durch dies Interesse mich bestimmen lassen, das Leben des heiligen Franz hier im Umriß vorzuführen? Eine Skizze derart könnte nach Sabatier zwar in Einzelheiten richtiger,*) aber schwerlich

*) Damit will ich nicht sagen, daß ich Sabatiers Darstellung, abgesehen von dem Einflusse seiner rationalistischen Mystik, für durchaus richtig halte. So sehr ich von der von ihm vorausgeschickten kritischen

anschaulicher werden als der entsprechende Abschnitt in Karl von Hases mehrfach schon unsern Lesern empfohlner „Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen“ (II, 375 bis 388); wer Franz von Assisi wirklich kennen lernen will, muß zu einem der in Nr. 20 genannten ausführlichen Bücher von Sabatier oder von Hase greifen. Eine Skizze seines Lebens kann die liebenswürdige und exzentrische Eigenart des umbrischen Heiligen nicht wirklich erkennbar machen. Das Individuellste spiegelt sich stets nur im Einzelnen. Etwas Einzelnes aus dem Leben des Franziskus will ich deshalb auch hier vornehmen, — ein einzelnes kleines Stück aus dem geringen und noch dazu mannigfach angefochtnen litterarischen Nachlaß des Heiligen, ein Stück, das freilich für Franziskus und seine Auffassung seines Berufes in ganz besonderm Maße charakteristisch ist: sein Testament.

Doch kann ich nicht mit der Thüre ins Haus fallen; ein paar Vorbemerkungen sind nötig, wenn die Leser dem Testament des Heiligen ein Interesse entgegenbringen sollen.

Zu den äußerlichen Aehnlichkeiten zwischen Franziskus von Assisi und dem Herrn Christus gehört auch die, daß eine vierfache Erzählung seines Lebens uns vorliegt. Aber es steht mit diesen vier alten Biographien des Franziskus anders als mit den vier Evangelien. Zwar hat man auch letztern gegenüber versucht, ihre Entstehung mit vermeintlich entdeckten Phasen der Entwicklungsgeschichte des jungen Christentums in Verbindung zu bringen. Allein diese Versuche einer „Tendenzkritik,“ d. h. einer nach der angeblichen Tendenz der verschiednen Evangelien ihre Entstehungsverhältnisse konstruirenden Kritik, dürfen als gescheitert angesehen werden. Bei den Biographien des Franziskus aber drängt die Notwendigkeit solcher Tendenzkritik sich unabweisbar auf.

Schon während der letzten Lebensjahre des Franziskus († 3. Oktober 1226) waren in dem weiten Kreise der Angehörigen seines Ordens zwei einander entgegengesetzte und zum Teil auch verstohlen gegen einander wirkende Strömungen vorhanden. Die eine wollte das Armutsideal in aller Strenge aufrecht erhalten; ihr Ideal waren die primitiven Anfangszeiten des Ordens, da die Brüder, wenn sie nicht predigend oder dienend umherzogen, in ärmlichen Eremitorien hausten, die sie sich bauten, oder die man zur Benutzung ihnen angewiesen hatte, jene Zeiten, da nicht äußere Macht und äußeres Ansehen, auch nicht die Gunst und Empfehlung des Papstes, sondern allein der persönliche Eindruck ihres dem „Evangelium“ (Matth. 19, 21 und 16, 24 f.) gemäßen Lebens den Brüdern die Häuser und Herzen öffnete. Die andern glaubten — und gewiß nicht lediglich aus Mangel an mönchischem Ernst — den faktischen Verhältnissen und den Bedingungen eines Wirkens in der Welt, wie sie nun einmal ist, mehr Rechnung tragen zu müssen. Und für diese letztere Richtung sprachen die Zustände im Orden selbst: Kirchen, Kirchhöfe und Konventshäuser des Ordens waren in Deutschland und England schon seit 1225 entstanden; nominell gehörten sie nicht dem Orden, sondern den Gebern, allein ohne Geld hatten diese Bauten sich nicht aufführen lassen, und für die Insassen dieser Konvente ließ sich die alte Art des Lebens nicht durchführen; für die schon um 1226 nicht mehr fehlenden gelehrten Mitglieder des Ordens und für die zahlreichen Priester in ihm gestalteten die Ideale der Anfangszeit sich natürlich um, und für die Brüder, die fremd in fremdsprachige Länder zogen, hatten Empfehlungen und auch äußere Anziehungsmittel für das Volk sich als dringend wünschenswert erwiesen. Zu der letztern Gruppe der „Laxen“ gehörte auch Bruder Elias, ein dem Franziskus besonders werter, an Bildung und praktischen Gaben ihn weit überragender Mann, der in den letzten Lebensjahren des Franziskus vikarisch an seiner Statt die Stelle des Generalministers („des Dieners der ganzen Bruderschaft“) inne hatte. Auch der Papst (Honorius III., 1216—27) und der von ihm mit der Fürsorge für den Orden des Franziskus und der Aufsicht über ihn betraute Kardinalbischof Hugolino von Ostia, der spätere

Studie über die Quellen angethan bin, von der Anwendung der Kritik in der Darstellung bin ichs nicht in dem gleichen Maße. Vereinzelte Beispiele wird das Folgende geben. Zu eigentlicher Begründung dieser wissenschaftlichen Meinung ist hier nicht der Ort.

Papst Gregor IX. (1227—41), standen mit ihren Sympathien enschieden auf dieser Seite. Nach dem Tode des Stifters sind jene beiden Strömungen bald genug mit einander in Kampf geraten. Aber die Realpolitiker behielten Recht. Unter den Generalministern bis 1274 — Johannes Parens 1227—32, Elias bis 1239, Albert bis 1240, Haymo bis 1243, Crescentius bis 1247, Johann von Parma bis 1257, Bonaventura bis 1274 — war nur einer, Johann von Parma, der zu den Eiferern für die Ideale der alten Zeit gehörte. Schon unter dem ersten der Reihe begann man in Assisi selbst den Bau der prächtigen Kirche S. Francesco, Papst Gregor IX. selbst legte am Tage nach der Heiligsprechung des Franziskus (26. Juli 1228) den Grundstein — und binnen zwei Jahren war der Bau, den die reichste Stadt so schnell nicht hätte vollenden können, so weit gediehen, daß die Leiche des Franziskus am 25. Mai 1230 in die neue Kirche überführt werden konnte. Ja Elias schritt als General gegen die Eiferer ein, und zwar so rücksichtslos, daß man ihn 1239 preisgeben mußte: er wurde abgesetzt und hat, in den Kämpfen zwischen Kaiser Friedrich II. und den Päpsten auf die Seite des Kaisers sich schlagend, seinen einstigen Brüdern seinen Namen geradezu verhaßt gemacht.

Die erste Biographie des Franziskus reicht in die Zeit zurück, da man von Elias noch das Beste erwartete: sie ist im Auftrage Gregors IX. nach der Kanonisation des Franziskus (nach Juli 1228), aber noch vor Mai 1230 von Thomas da Celano geschrieben worden, einem Bruder, der 1221 der deutschen Mission beigesellt gewesen war und noch 1223 in Deutschland weilte, während der letzten Jahre des Franziskus nicht in Italien gewesen zu sein scheint. Hier wird Elias als der Vertrauteste des Franziskus gepriesen; eine Szene aus den letzten Tagen des Heiligen (Kap. 108) soll offenbar ihn als den von Franz selbst designirten Generalminister erscheinen lassen.

Diese Biographie mußte deshalb unbrauchbar werden, als Elias unrühmlich seine Rolle im Orden ausgespielt hatte. Das Generalkapitel des Ordens von 1244 ordnete an, daß alle Brüder, die über Erinnerungen verfügten, diese dem General Crescentius einliefern sollten. Eine dieser Aufzeichnungen ist — fragmentisch, wie Sabatier meines Erachtens bewiesen hat — auf uns gekommen, die sogenannte „Legende der drei Genossen.“ Die Brüder Leo, Rufinus und Angelus, die dem Franziskus in den letzten Jahren seines Lebens nahe gestanden hatten, reichten sie, wie ihr Prolog zeigt, im August 1246 dem Crescentius ein. Diese Legende spricht ausführlich und mit großer Anschaulichkeit von der Geschichte bis 1220. Die sechs kurzen Kapitel, die dann noch folgen, sind dem Tode, den Wundenmalen und der Kanonisation des Heiligen gewidmet und müssen, weil eine alte italienische Uebersetzung sie nicht enthält (Sabatier LXV), als spätrer Zusatz angesehen werden.

Auf Grund der Aufzeichnungen dieser und vermutlich noch andrer Genossen hat dann Thomas da Celano im Auftrage des Crescentius eine neue Biographie des Franziskus auszuarbeiten begonnen. Zur Hälfte ward sie fertig noch unter dem Generalat des Crescentius (vor 13. Juli 1247), die zweite Hälfte ist unter dem Generalat des Johann von Parma verfaßt. Johann von Parma gehörte zur strengen Partei, auch Thomas da Celano selbst hatte inzwischen ihr sich angeschlossen. Dies spiegelt sich in dieser Vita secunda: Elias ist gar nicht genannt, aber ausdrücklich wird gesagt (III, 335 p. 132), daß Franz ein besondrer Freund derer gewesen sei, die „Eiferer“ inbezug auf die Regel waren. Die zweite Hälfte der Vita hat ganz offenbar die Tendenz, durch das, was von Franz erzählt wird, der strengen Partei Recht zu geben.

Johann von Parma ward 1257 abgesetzt, die Eiferer hatten damit eine große Niederlage erlitten. Bruder Bonaventura, einer der gelehrtesten Franziskaner, der als Universitätslehrer in Paris schon damals sich Lorbeeren errungen hatte, ward Generalminister. Mit Besonnenheit suchte dieser, selbst der laxen Partei angehörig, den Frieden im Orden zu wahren. Diesem Ziele sollte auch die ausführliche Biographie des Franziskus dienen, die er selbst, Bonaventura, in den Jahren 1260 bis 1263 verfaßte. Diese vierte und ausführlichste Vita ruht nicht mehr auf originaler Sachkenntnis, sondern auf den ältern

Arbeiten. Aber sie ist von dem Generalkapitel von 1263 unter Desavouirung aller ältern Lebensbeschreibungen feierlichst anerkannt und offizielle Ordenslegende geworden. Die ältern Vitae verschwanden und sind erst in den letzten hundertunddreißig Jahren wieder entdeckt worden.

So war also die Geschichte des Franziskus hineingezogen in die Parteikämpfe im Orden. Franziskus war der hochverehrte Heilige beider, der Eiferer wie der Laxen; der Bericht über seine letzten sechs Jahre mußte, je nach der Tendenz des Schreibers, für eine der beiden Gruppen im Orden Partei nehmen.

Ueber diese Parteiauffassungen können nur eigne Aeußerungen des Heiligen emporheben. Aber Franz von Assisi war kein Schriftsteller, sondern ein schlichter Mann mit sehr mäßiger Bildung, ursprünglich ein Laie, nie Priester — nur die Diakonatsweihe hat er im Jahre 1210 erhalten. Die Gespräche von ihm, die Briefe von seiner Hand, die die Biographen und andre Quellen uns aufbewahrt haben, stehen in dem Verdacht, im Interesse der Tendenz der sie enthaltenden Quellen erdichtet oder modifizirt zu sein. Doch mehrere „Werke“ des Franziskus sind in einer vielleicht um 1240 geschriebnen Handschrift in Assisi unabhängig von solch indirekter Ueberlieferung auf uns gekommen. Das für die Beurteilung des Franziskus entscheidendste Dokument dieser Sammlung ist das Testament. Denn seine nur mit unzureichenden Gründen angefochtene Echtheit ist zweifellos. Schon die erste Biographie des Celano (1229) zitirt es als „Testament“ des Heiligen, ebenso die drei Genossen; die zweite Vita des Celano verwertet es wenigstens, und schon im September 1230 hat Gregor IX. in einer noch erhaltnen Bulle den Franziskanern feierlichst erklärt, daß sie an dies Testament nicht gebunden seien. Wäre damals, vier Jahre nach dem Tode des Heiligen, die Echtheit des Testaments nicht unanfechtbar gewesen, so hätte die Majorität des Ordens, der es unbequem war, nicht päpstliche Hilfe bedurft, um es beiseite zu schieben.

Nach diesen Vorbemerkungen kann ich das Testament selbst den Lesern vorlegen. Eine Verwertung für die Beurteilung des Franziskus verspare ich auf die nächste Nummer. Vielleicht macht es den Lesern Freude, wenn sie so genötigt sind, zunächst selbständig sich eine Meinung über die Bedeutung der Urkunde zu bilden.

1.*) Also hat der Herr mir, dem Bruder Franziskus, den Anfang des Bußethuns gegeben: als ich noch in meinen Sünden dahinlebte, erschien es mir überaus peinlich, Aussätzige zu sehen; aber der Herr selbst führte mich in ihre Mitte, und ich blieb bei ihnen eine Weile. Und als ich von ihnen ging, war mir, was mir peinlich erschienen war, zu einer lieblichen Erfahrung für Seele und Leib gekehrt worden.

2. Darnach blieb ich nur kurze Zeit in den alten Verhältnissen, kehrte dann der Welt den Rücken. Und der Herr gab mir solchen Glauben gegenüber seinen Kirchen, daß ich einfältig anbetend sagen konnte: Wir beten Dich an, allerheiligster Herr Jesu Christe, hier und in allen deinen Kirchen, die rings auf der Erde sind, und preisen Dich, weil du durch Dein heiliges Kreuz die Welt erlöst hast.

3. Darnach gab mir der Herr und giebt mir noch heute gegenüber den Priestern, die nach Maßgabe der heiligen römischen Kirche ihr Amt verwalten, um ihres Amtes willen solchen Glauben, daß ich, selbst wenn sie mich verfolgten, zu ihnen meine Zuflucht nehmen würde. Und wenn ich gleich alle Weisheit hätte, die Salomo besaß, dennoch möchte ich, selbst wenn ich ärmliche, weltlich gesinnte Priester träfe, in ihren Kirchen nicht gegen ihren Willen predigen. Und sie und alle andern [Priester] will ich fürchten, lieben und ehren wie meine Herren. Ich will auch an ihnen ihre Sünde nicht sehen, weil ich den Sohn Gottes in ihnen erblicke, und weil sie meine Herren sind. Und so handle ich, weil ich hienieden ihn, den allerhöchsten Gottessohn, körperlich nicht sehe, es sei denn in seinem allerheiligsten Leib und Blut, das sie [die Priester] empfangen, und das allein sie andern austeilen. Diese allerheiligsten Geheimnisse will ich über alles geachtet und verehrt und an ehrwürdigen Plätzen aufbewahrt wissen. Wenn seine [d. i. Jesu] allerheiligsten Namen und seine uns aufgezeichneten Worte irgendwo an unziemlichen Plätzen von mir gefunden werden, so will ich sie wegnehmen und bitte, daß man sie wegnehme und an einen angemessenen Ort bringe. Und alle Theologen und die, die uns die allerheiligsten

*) Die obige Teilung in Paragraphen rührt von mir her und schließt sich an die Teilung an, die Sabatier in seiner Uebersetzung (S. 389 ff.) durch Absätze markirt. Der lateinische Text, nach dem ich übersetze, ist oft gedruckt (vgl. Sabatier S. 384 Anm.). Mir liegt er u. a. vor in den Opera S. Francisci, ed. Wadding, herausgegeben von von der Burg. Köln, 1849.

Gottesworte darbieten, müssen wir achten und ehren als die, die uns Geist und Leben darbieten.

4. Und als mir der Herr Fürsorge für Brüder gegeben hatte, zeigte mir niemand, was ich thun müsse, sondern der Allerhöchste selbst offenbarte mir, daß ich leben müsse nach Maßgabe des heiligen Evangeliums. Und ich habe mit wenigen und schlichten Worten es aufschreiben lassen, und mein Herr, der Papst, bestätigte es mir.

5. Und die kamen, um diese Art der Lebensführung auf sich zu nehmen, verteilten alles, was sie haben mochten, den Armen und waren zufrieden mit Einer Kutte, die bei denen, die es wollten, auswendig und inwendig geflickt war, mit einem Strick (Gürtel) und Beinkleid, und wir mochten nicht mehr haben.

6. Messe lasen die Kleriker*) wie andre Kleriker, die Laien sagten das Vaterunser.

7. Mit Vorliebe hausten wir in ärmlichen verlassenen Kirchen, und wir waren schlichte ungelehrte Leute, jedermann unterthan. Und ich arbeitete mit meinen Händen und will arbeiten, und von allen Brüdern ist es mein ausdrücklicher Wille, daß sie arbeiten in ehrlicher Handarbeit. Und die das nicht verstehen, mögen es lernen, nicht aus Begierde nach Empfang des Arbeitslohnes, sondern um des guten Beispiels willen und um Müßiggang zu vermeiden. Und falls uns kein Arbeitslohn gegeben würde, so laßt uns unsre Zuflucht nehmen zu dem Tisch, den der Herr uns deckt, indem wir von Thür zu Thür Almosen erbitten. Diesen Gruß hat mir [dazu] der Herr offenbart, daß wir sagen sollten: Der Herr gebe dir Frieden!

8. In acht nehmen mögen sich die Brüder, daß sie Kirchen und Wohnungen und all dergleichen, das für sie gebaut wird, schlechterdings nicht anders annehmen, als so, daß sie dort, wie es der heiligen Armut entspricht, die wir in der Regel gelobt haben, Gäste sind als „die Fremdlinge und Pilgrime.“

9. Ich gebiete ausdrücklich bei der Gehorsamspflicht den gesamten Brüdern, daß, wo sie auch sein mögen, sie sich nicht unterstehen, irgend welches Schreiben [Privileg] von der römischen Kurie sich zu erbitten, weder selbst noch durch eine Zwischenperson, weder zu Gunsten einer Kirche noch irgend eines andern Orts, weder unter dem Vorwande, die Predigt zu erleichtern, noch um ihrer persönlichen Sicherheit willen. Vielmehr mögen sie, wenn sie irgendwo nicht aufgenommen werden, an einen andern Ort fliehen, um [dort] unter Gottes Segen Buße zu wirken.

10. Und es ist mein ausdrücklicher Wille, dem Generalminister dieser Bruderschaft und jenem Guardian,**) den es ihm belieben wird mir zu geben, gehorsam zu sein. Und so will ich ihm in die Hände gegeben sein, daß ich weder zu gehen noch zu handeln vermöge gegen seinen Willen, denn er ist mein Herr.

11. Und obgleich ich einfältig und schwach bin, so will ich doch stets einen Kleriker haben, der mir Messe lese, wie es in der Regel gefordert ist. Und ebenso sollen alle andern Brüder gehalten sein, schlechterdings zu gehorchen ihren Guardianen und für Lesen der Messe zu sorgen nach der Regel. Und wenn welche gefunden wurden, die für Lesen der Messe nach der Regel nicht sorgen oder Neuerungen andrer Art erstreben oder nicht rechtgläubig sind, so sollen alle Brüder, wo sie auch sind, bei der Gehorsamspflicht gehalten sein, wo sie auch einen derartigen finden, ihn dem Guardian vorzuführen, der dem Orte, wo sie ihn gefunden haben, der nächste ist. Und der Guardian soll bei der Gehorsamspflicht gehalten sein, ihn sicher in Gewahrsam zu halten wie einen, der Tag und Nacht Fesseln trägt, sodaß er ihm nicht aus den Händen gerissen werden kann, bis er ihn in eigner Person in die Hände seines Ministers überliefert. Und der Minister soll schlechterdings bei der Gehorsamspflicht gehalten sein, ihn so durch Brüder geleiten zu lassen, daß sie Tag und Nacht ihn bewachen, wie wenn er Fesseln trüge, bis sie ihn dem Herrn Kardinalbischof von Ostia vorführen, der der Protektor und Aufseher dieser Bruderschaft ist.

12. Und die Brüder sollen nicht sagen: „Dies ist eine neue Regel,“ denn es ist Erinnerung, Ermahnung und Ermunterung, mein Testament, das ich, euer geringer Bruder Franziskus, für euch, meine benedeiten Brüder, zu dem Zweck mache, damit wir die Regel, die wir dem Herrn gelobt haben, noch besser beobachten.

13. Und der Generalminister und alle andern Minister und Guardiane sollen bei ihrer Gehorsamspflicht gehalten sein, diesen Worten nichts hinzuzuthun noch abzustreichen. Und sie sollen immer diese Schrift bei sich haben neben der Regel, und in allen Kapiteln, die sie halten werden, wenn sie die Regel lesen, sollen sie auch diese Worte lesen.

14. Und all meinen Brüdern, Klerikern wie Laien, gebiete ich ausdrücklich bei der Gehorsamspflicht, daß sie nicht Glossen in die Regel oder in diese meine Worte einfügen und behaupten: „So muß es verstanden werden.“ Vielmehr wie mir der Herr gegeben hat rund und schlicht die Regel und diese Worte zum Ausdruck und zu Papier zu bringen, so sollt ihr sie auch rund und schlicht ohne Glosse verstehen und in heiligem Wandel bis an euer Ende bethätigen.

15. Und jeder, der dies befolgt, dem wird im Himmel reichlich zu teil werden der Segen des allerhöchsten himmlischen Vaters, und auf Erden wird ihm reichlich zu teil werden der Segen seines geliebten

*) Der lateinische Text: officium dicebamus nos clerici muß korrumpirt sein, oder im Sinn obiger Uebersetzung verstanden werden. Sabatiers Handschrift scheint einen andern Wortlaut zu bieten.

**) „Guardian“ ist bei den Franziskanern der Titel für den Vorsteher eines Konvents. Ueber den Guardianen stehen die Provinzialminister oder Provinziale, über diesen der General[minister].

Sohnes in Gemeinschaft mit dem allerheiligsten Geiste, dem Tröster, und allen Mächten des Himmels und allen Heiligen.

16. Und ich, der geringe Bruder Franziskus, euer aller Diener in dem Herrn, versichere euch, soviel ich vermag, innerlich und äußerlich diesen allerheiligsten Segen. Amen.

Manche Sätze dieses Testaments — z. B. 7: ich will arbeiten — sehen nicht aus, als ob sie aus der allerletzten Zeit des Heiligen stammten. Denn in den letzten Monaten seines Lebens konnte Franziskus kaum an ein Wiedergesundwerden denken: kränkelnd seit einer Reise in den Orient, von der er 1220 zurückgekehrt war, war er schon 1224, in seinem dreiundvierzigsten Lebensjahre, so schwach, daß er längere Fußreisen nicht mehr unternehmen konnte, vielmehr genötigt war, zu reiten, während seine Begleiter gingen. Um Ostern 1226 verschlimmerte sich dann in Siena, wo er wegen seiner fast erblindeten Augen einen Arzt konsultirt zu haben scheint, sein Zustand derartig, daß man sein Ende für nahe halten konnte. Man brachte ihn deshalb Mitte April nach Assisi. Im bischöflichen Palaste hat er dort fünf Monate lang krank gelegen, und nur die Widerstandskraft seines Körpers erneuerte während dieser Zeit den Seinigen vorübergehend die Hoffnung auf Besserung. Ende September aber schien die letzte Stunde ganz nahe zu sein; Franz ließ sich deshalb in die kleine Portiunkulakirche tragen, die ihm in der Erinnerung an die erste Zeit seines neuen Lebens besonders wert war. Seinem Wunsche gemäß nackend auf den Boden der Kirche gelegt, ist er dort am Abend des 3. Oktobers gestorben. Erst während dieser letzten Tage in der Portiunkulakirche soll Franz nach einer mir nicht kontrollirbaren Ueberlieferung das Testament diktirt haben.*) Ist das denkbar? Bei der Ungelenkigkeit der Sprache sind die Stellen, die dagegen sprechen, schwerlich entscheidend. Doch mag ich noch weniger die Zuverlässigkeit dieser Tradition behaupten; die ältern Biographien erwähnen das Testament nur gelegentlich, ohne über seine Entstehung zu berichten. Man muß sich dabei begnügen, zu wissen, daß das Testament, wie ja schon dieser Name vermuten läßt, „gegen Ende seines Lebens" von Franz verfaßt ist. Das sagt die oben erwähnte päpstliche Bulle vom 28. September 1230 ganz ausdrücklich. Franz sah auf zwanzig Jahre seit seiner „Bekehrung" (1206) zurück; aus den unscheinbarsten Anfängen war in diesen zwanzig Jahren ein weit mehr als tausendköpfiger, einflußreicher Orden geworden. Wie urteilte der Stifter über diese inhaltsreiche Entwicklung? L

*) So erzählt im siebzehnten Jahrhundert der Annalist des Ordens, Lukas Wadding (Annal. Min. ad ann. 1226, Nr. 35), offenbar nach alter Tradition — wo käme sonst die Nachricht her, daß Bruder Angelus der Schreiber des Diktirten gewesen sei? —; Sabatier folgt ihm, ohne über Waddings Quellen Untersuchungen anzustellen.

Welche Philosophie liefert die besten Waffen zum Kampf gegen die materialistische Sozialdemokratie?

Lieber Herr Doktor!

Sie richten die Bitte an mich, ich möchte zu der in Nr. 23 von Herrn O Fl aufgeworfnen Frage das Wort nehmen, welche Philosophie uns in den Auseinandersetzungen mit der materialistischen Sozialdemokratie die besten Dienste thun könne. Warum kommen Sie mit dieser Frage gerade zu mir? Ich kann mirs denken. Herr O Fl — doch er hat uns ja in der Anmerkung zu seinem Artikel selbst seinen Namen verraten — Herr Otto Flügel, der bekannte Herbartianer, empfiehlt uns die realistische Philosophie Herbarts für den Kampf gegen den Materialismus, besonders in der Frage der persönlichen Unsterblichkeit. Den Idealismus Schopenhauers und Hartmanns wie Schellings und Hegels, den Kantischen Kritizismus, auch die Lotzesche Philosophie, soweit sie nicht selbst auf Herbartischer Grundlage ruht, weist er als unverwendbar in dieser Streitverhandlung zurück. Nun haben Sie von mir neulich einmal die Aeußerung gehört, daß Kant auch heute noch eine Macht im Kampf gegen die falschen Weltanschauungen unsrer Tage sei. Da ist denn dem findigen Redakteur der Gedanke aufgetaucht, er könnte den Kantianer gegen den Herbartianer in die Schranken rufen; und Sie selbst behalten sich vor, den Kampfrichter zu machen und aus der

Praxis heraus zu sagen, was an den Meinungen der Theoretiker brauchbar und unbrauchbar ist. Nun, dieses Ihr Wort möchte ich gern hören; dann aber muß ich wohl oder übel Ihrem Wunsche willfahren. So haben Sie denn hier eine freilich lückenhafte Beantwortung Ihrer Frage, von der vielleicht auch den Nichtphilosophen unter den Lesern der Christlichen Welt etliches verständlich wird; denn insgeheim ist ja jeder ein wenig Philosoph.

* * *

Aber zuerst ein Wort über die Frage selbst! Sie ist mir, je mehr ich sie erwog, desto schwieriger erschienen; ja ich mußte fragen, ob sie überhaupt berechtigt ist. Nicht als ob ich daran zweifelte, daß die Philosophie im Kampf gegen die materialistischen Anschauungen, die in den Kreisen der Sozialdemokratie herrschen, überhaupt verwendbar sei! Nein; sie ist notwendig, weil in jenen Anschauungen selbst, so unvergoren sie sein mögen, etwas von Philosophie steckt. Man hat die Philosophie bestimmt als die Wissenschaft von den Prinzipien des Erkennens, des Seins und des Seinsollens. Und eine Wissenschaft oder vermeintliche Wissenschaft, die sich auf alle diese Punkte erstreckt, wird von sozialdemokratischer Seite gegen das Christentum ausgespielt: erkennbar ist nur, was wir mit den Sinnen wahrnehmen und mit dem Verstand erklären und begreifen können; das, was ist, ist im Grunde der Stoff und die Stoffbewegung; und die Gebote, die sagen, was sein soll, sind willkürlich von der Gesellschaft gemacht und können nach Belieben wieder geändert werden, oder, nach der vornehmern Wendung, sie sind notwendig entstanden, haben sich unter den wechselnden gesellschaftlichen Verhältnissen notwendig geändert und müssen auch jetzt wieder durch eine Unwandlung hindurchgehen. Gegen diese elementare Philosophie kann man gewiß manchmal mit gesundem Mutterwitz am wirksamsten kämpfen; aber gegen ihre ernstern Vertreter braucht man doch Gründe, die aus einer richtigern Anschauung über jene philosophischen Fragen, also aus einer gesündern Philosophie stammen.

Aber nun erst beginnt die Schwierigkeit mit der Frage: welche Philosophie liefert die besten Waffen? Die Philosophie wird, wenn man so fragt, als ein Mittel zum Zweck angesehen, und der Gedanke liegt nahe: ich nehme die Philosophie, die mir in der Polemik gegen die materialistische Anschauung die besten Dienste leistet. Aber die Philosophie sträubt sich gegen diese Betrachtung: sie will die Wahrheit erforschen, sonst nichts; darum will sie auch nicht an einem andern Zweck gemessen sein. Und damit rückt an Stelle der Frage: welche Philosophie thut die besten Dienste im Kampfe? die viel umfassendere, gewaltigere Frage: welche Philosophie hat das Recht der Wahrheit für sich? — Aber damit sehen wir uns, angesichts der großen Zahl philosophischer Systeme, vor die schwierigste Wahl gestellt. Jedenfalls läßt sich eine Entscheidung darüber nicht in einem Artikel der Christlichen Welt treffen. Fast will es darum scheinen, als müßten wir hier mit dem Schluß uns bescheiden: jeder stelle sich im Kampf auf den Boden der Philosophie, von deren Wahrheit er selbst überzeugt ist!

Aber wir kommen vielleicht doch einen Schritt weiter, wenn wir erwägen, in welchem Sinn denn überhaupt die Philosophie als Kampfmittel sich verwenden läßt. Jedenfalls nicht so, daß man irgendwelche Resultate der Philosophie als erwiesen mitteilen könnte, in ähnlicher Weise, wie man etwa Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung mitteilt. Die Sozialdemokratie allerdings nimmt die Gedanken materialistischer Philosophen häufig in dem Wahne auf: die Wissenschaft hat das festgestellt. Aber wir wollen uns hüten, in die Meinung zu verfallen, daß wir nun eine andre Philosophie als autoritatives Wahrheitssystem dagegen setzen könnten. Wir hätten keinen Erfolg damit, und wir könnten es auch nicht mit gutem Gewissen thun. Denn wir wissen: Philosophie kann man nicht lernen, sondern man kann nur philosophiren lernen; so kann man auch Philosophie nicht einfach mitteilen, sondern einen andern nur anleiten, über die philosophischen Fragen ernstlich nachzudenken und sich selbst richtige Urteile darüber zu bilden.

Damit ist aber unsre Frage in ein freieres Fahrwasser ge-

kommen. Wir wollen ruhig zugeben, daß Wahrheitsgedanken in sehr verschiednen philosophischen Systemen sich finden, und hier nicht von vornherein für eines Partei nehmen. Statt dessen wollen wir uns überlegen: was für Fragen müssen wir denen, die mit der materialistischen Weisheit ihren Kopf angefüllt haben, in ihr Denken hineintreiben, um sie wieder zu einem ernsten Nachdenken zu bringen? Was für Wahrheitsgedanken werden wir ihnen nahebringen können, die durch ihre überzeugende Kraft ein richtigeres Urteil über die philosophischen Probleme bei ihnen wecken? Wir werden bei dieser Ueberlegung finden, daß wir notwendig eine bestimmte Richtung unsers Philosophirens und unsrer Anleitung zum philosophischen Denken einschlagen müssen, und damit ganz von selbst in die Bahn bestimmter philosophischer Systeme hineingezogen werden, in deren Gedankenarbeit wir darum auch für unser eignes Philosophiren, wie für jene Dialoge mit andern die reichste Anregung und Schulung gewinnen können. — Noch ein andrer Gesichtspunkt darf bei der Beantwortung unsrer Frage uns leiten: wir wollen die materialistisch irregeführten Leute nicht nur um der intellektuellen Aufklärung willen zu einem bessern Philosophiren anleiten; sondern wir sind getragen von der Ueberzeugung, daß die Wahrheit unsers christlichen Glaubens, eben weil sie Wahrheit ist, auch mit der philosophischen Wahrheit zusammenstimmen muß. Gerade darum liegt es uns fern, das philosophische Denken irgendwie nach dogmatischen Sätzen zu beugen; vielmehr wollen wir nur in wirkliche philosophische Wahrheitsgedanken unsre Gegner einführen. Aber wir werden doch diejenigen unter diesen Wahrheitsgedanken hervorkehren, durch die die falschen Vorurteile, die dem christlichen Glauben entgegenstehen, am besten gebrochen werden können. Und wieder werden wir damit, daß für diesen Zweck gewisse Gedankengruppen in den Mittelpunkt rücken, in einer bestimmten Richtung des Philosophirens und auf der Bahn bestimmter philophischer Systeme uns finden.

Nun erst, nachdem ich einen Weg durch den Wald mir zu hauen versucht habe, kann ich in meine Stellung auf dem Schlachtfeld einrücken und mit meiner Ansicht in der strittigen Frage hervortreten.

* * *

Meine erste These, in schwerfälliger Rüstung ausgesandt, sei diese: **Wenn wir bei unsern materialistisch gesinnten Gegnern richtiges Nachdenken wecken und damit die Vorurteile gegen den christlichen Glauben erschüttern wollen, dürfen wir nicht eine dogmatistische Richtung des Philosophirens einschlagen.**

Der Materialismus ist eine dogmatistische Philosophie, das heißt er glaubt auf dem Wege des verstandesmäßigen Erkennens einen Aufschluß über die letzten Gründe alles Seins gewinnen zu können; darüber spricht er sein Dogma von Kraft und Stoff aus, für das er zwingende Beweise zu haben meint, und aus dieser seiner Grundschauung will er nun die uns umgebende Welt, auch das Wesen des Menschen, das menschliche Erkennen, die sittlichen Ideale und religiösen Vorstellungen der Menschheit, die ihm freilich nur Illusionen sind, erklären oder als notwendig begreifen. — Nun liegt der Gedanke nahe: diesem oberflächlichen dogmatischen System muß man ein besseres dogmatistisches Philosophiren entgegensetzen, so gut, wie gegenüber den falschen wirtschaftlichen Ideen der Sozialdemokratie ein besseres, positiv ausgeführtes Programm wünschenswert ist. Wenn z. B. die materialistische Philosophie ein Dogma über den letzten Grund alles Wirklichen zu beweisen sucht, durch das Gott, Unsterblichkeit, sittliche Verantwortung in das Reich des Irrwahns verwiesen werden, so müssen wir die Leute zu einem philosophischen Denken anleiten, durch das sie, auf dem Wege philosophischer Beweise, die Gewißheit Gottes, der Unsterblichkeit, der Freiheit wieder zurückerobern. In diesem Sinne wird uns z. B. die Herbartische Philosophie angeboten. Von ihren Voraussetzungen aus glaubt Otto Flügel besonders den Gedanken der **Unsterblichkeit** philosophisch begründen und durch diese Beweisführung den Materialismus aus den Angeln heben zu können. Man solle nur anknüpfen an den materialistischen Satz: keine Kraft ohne Stoff; von da aus könne man zeigen,

daß, wenn die physischen Bewegungserscheinungen an einen Stoff geheftet sind, ebensogut auch die ganz andersartigen seelischen Erscheinungen eine Substanz andrer Art, ein Seelenwesen, als Grundlage haben müssen; und wie wir die Atome der Materie als real, einfach und unvergänglich denken müssen, so müssen wir auch das Seelenwesen, das der Träger der seelischen Vorgänge ist, als real, einheitlich und unteilbar, als selbständig und unsterblich denken. Es würde zu weit führen, wenn ich auseinandersetzen wollte, wieviel ich an diesem Gedankengange richtig finde, wieviel unrichtig; wir gerieten damit in eine Untersuchung des schwierigen Begriffs einer beharrenden Substanz und ihres Verhältnisses zu den in die Erscheinung tretenden Veränderungen. Aber auch den Lesern, die in diesen philosophischen Fragen nicht bewandert sind, läßt sich wenigstens das deutlich machen, daß der skizzirte Beweisgang, besonders in seinem letzten Schritt zur Unsterblichkeit des Seelenwesens, ein recht unsichrer ist, und daß er für den von der Naturwissenschaft geblendeten Gegner keineswegs überzeugend sein wird: ist dieser in der roh materialistischen Auffassung befangen, so wird er das Zugeständnis des Satzes „keine Kraft ohne Stoff" sich mit Freuden gefallen lassen, aber er wird daraus nimmermehr folgern lassen, daß eine **geistige** Substanz den geistigen Vorgängen zu Grunde liegen müsse, sondern bei dem Schluß bleiben, daß auch die letztern ohne materiellen Stoff nicht zu denken und daß darum die Gehirnatome als die Träger alles seelischen Lebens anzusehen seien. Oder wenn er selbst seinen Materialismus zu einem idealistischen Monismus vergeistigt hat und in den Atomen nicht mehr sinnliche Stoffe, sondern Kraftmittelpunkte sieht, so wird er vielleicht zugeben, daß im Seelenleben ein einheitlicher Mittelpunkt von Kräften oder ein in sich zusammenhängender Verlauf von Vorgängen, zusammengehalten von einem einheitlichen Bewußtsein, uns gegeben sei; er wird aber hinzufügen, daß dieser in sich geschlossene Kreis von Vorgängen im Strom der Wirklichkeit nur auftauche, wie ein sich bildender Strudel, aber ebenso wieder in ihm verschwinde. — Und wollte man uns einwenden, alle jene Gedanken haben ihre Ueberzeugungskraft natürlich nicht, wenn man sie aus dem Zusammenhange herausreiße, sondern erst im gesamten Gedankenkreise des Systems, so müßten wir antworten: damit kämen wir vollends in viel zu verwickelte und zarte Gedankengewebe hinein, als daß sich unsre Gegner in ihrem Netz fangen ließen; dann würden uns erst recht auch die Schwierigkeiten der dogmatischen Systeme aufstoßen, z. B. die Herbartische Erklärung des Ich als einer im Bewußtsein herrschenden Vorstellungsmasse oder genauer als der wechselnden Durchkreuzungsstelle von unzähligen Vorstellungsreihen, eine Erklärung, aus der ein Gegner vielleicht den kritischen Schluß ziehen würde, daß dieses Ich, wie es sich bilde und ändere, auch wieder sich auflöse, kurz, daß dieses Vorstellungsbündel für das ewige Fortleben der Persönlichkeit eine schlechte Gewähr gebe.

Wichtiger als die Seelenfrage, die der Herbartianer einseitig in den Mittelpunkt stellt, wird vielleicht vielen die Frage des **persönlichen Gottes** erscheinen. Wenn wir nur, so mag mancher denken, das Dasein eines persönlichen Gottes unsern materialistischen Gegnern beweisen könnten! — Aber wie steht es damit? Daß wir mit den **alten** Verstandesbeweisen hierfür — es handelt sich hier, wohlgemerkt! nur um **Verstandes**beweise — uns auf besonders sicherm Boden bewegen, das kann seit Kants Kritik dieser Beweise wohl niemand mehr mit Grund behaupten. Sie verfangen auch nicht mehr bei unsern Gegnern. Aber mit neuern Formen dieser Verstandesbeweise scheint es mir nicht besser zu stehen. Am nächsten liegt uns da vielleicht immer noch Lotzes Entwicklung: eine Wechselwirkung zwischen den einzelnen Atomen oder Elementen der Wirklichkeit läßt sich nach ihm nur denken, wenn wir annehmen, daß die innern Zustände des einen zu denen des andern in Beziehung stehen; diese zwischen allen Elementen bestehende Beziehung selbst aber ist nur denkbar, wenn alle einzelnen Elemente nur Teile oder, noch richtiger, Aktionen, Kraftwirkungen einer einzigen Substanz sind. Von dieser Zentralsubstanz selbst aber können wir uns eine klare Vorstellung nur machen, wenn wir sie nach Art der einzigen uns unmittelbar erkennbaren Substanz, nämlich unsers eignen Seelen-

lebens, also als persönlichen Gott denken. Aber sowie man auf die genauere Ausführung eingeht, ergeben sich schwebende Bestimmungen: die einzelnen Elemente der Welt, besonders die einzelnen menschlichen Seelen, sollen selbständiges Dasein haben, und doch erscheinen sie zugleich als bloße Momente der einheitlichen Substanz; sie drohen, ihre Selbständigkeit in ihr zu verlieren. Mit scharfem Auge für die Mängel andrer dogmatischer Systeme hat der Herbartianer Flügel an Lotzes Philosophie diese Schwierigkeit erkannt (vgl. Sp. 555). Wir stehen in der That auf einem schwankenden Boden.

Und auch dem christlichen Gottesglauben haben wir, selbst wenn es uns gelänge, die Zustimmung unsrer Gegner für die philosophischen Gedankengänge zu gewinnen, damit noch nicht Bahn gebrochen. Nicht nur können aus einem solchen Beweis, wie dem Lotzes von der Zentralsubstanz, pantheistische Konsequenzen gezogen werden, sondern wichtiger ist etwas andres: der christliche Gottesglaube erscheint auf der Grundlage eines solchen Beweises als eine wissenschaftliche Hypothese; wer ihn aber nur in diesem Sinn aufnimmt, der hat damit noch keineswegs christlichen Glauben, ja, manchmal gerät er in Gefahr, durch die Anerkennung einer theistischen Philosophie von dem persönlichen Glaubenskampf, in dem wir des lebendigen Gottes für unser eignes Leben gewiß werden müssen, sich loszukaufen.

So ergiebt sich mir: eine dogmatistische Richtung des Philosophirens ist für den Kampf mit der materialistischen Sozialdemokratie nicht geeignet. Ich sage absichtlich: eine dogmatistische Richtung des Philosophirens, nicht: ein dogmatistisches System; denn in vielen dogmatistischen Systemen, z. B. in der Herbartischen Philosophie, so wie sie Flügel vertritt, finden sich auch philosophische Gedanken einer andern Richtung, die recht wohl verwendbar sind. Und welche Richtung ist das?

* * *

Die zweite These laute: um unsre materialistischen Gegner zu ernstem Nachdenken und richtigem Denken über die philosophischen Fragen zu führen, müssen wir die kritizistische Richtung des Philosophirens einschlagen.

Dem Versuch, die letzten Gründe aller Wirklichkeit zu erforschen und daraus die Fülle der Erscheinungen abzuleiten, setzt die kritizistische Philosophie die Forderung entgegen, daß wir zuerst unsre eigne Erkenntnisthätigkeit, die ihr zu Grunde liegenden Erkenntnisformen und -begriffe, die uns leitenden Voraussetzungen, Regeln und Erkenntnisideale kritisch untersuchen und auf die unüberschreitbaren Grenzen menschlicher Verstandeserkenntnis uns besinnen. Unauflöslich ist der moderne Kritizismus mit dem Namen Kants verknüpft. Zwar wird kein Kantianer unsrer Tage behaupten dürfen, daß er Kants System in seinem ganzen Aufbau festhalte. Ich bin sogar überzeugt, daß eine starke Umbildung der von Kant gebrauchten Begriffe, in vielen Beziehungen auch eine Ergänzung und Berichtigung seiner Gedanken nötig ist. Aber gleichwohl wird alles kritizistisch gerichtete philosophische Nachdenken immer wieder an Kant sich bilden müssen und, ob man es anerkennt oder nicht, auf dem von ihm gelegten Grunde sich bewegen. Zu einem solchen kritischen Nachdenken müssen wir auch die in der dogmatischen Betäubung des Materialismus befangnen Gegner aufzuwecken suchen, natürlich in elementarster, einfachster Form.

Man muß sie vor allem gegenüber der Meinung, daß wir in der Materie und ihren Bewegungen das Allergewissește und allein Wirkliche haben, stutzig machen. Wie ist denn die Materie uns gegeben? Als unsre Vorstellung! Darum ist es eine seltsame Umkehrung, wenn man die Materie für das allein Wirkliche ansieht gegenüber dem erkennenden Bewußtsein. — Und die Vorstellung der Materie gehört keineswegs zu den ursprünglichsten und einfachsten. Unmittelbar gegeben sind uns Empfindungen, die wir uns zusammenordnen im Raum und in ihrer Zeitfolge; es ist ein recht vermittelter Schluß, der uns zu der Materie und den materiellen Atomen führt. Und so wie wir diese selbst uns genau denken wollen, so ergeben sich die größten Schwierigkeiten: wenn sie stofflich sind, so müssen sie räumlich ausgedehnt sein; dann aber zerfließt uns die Vorstellung ihrer Unteilbarkeit. Wollen wir diese festhalten, so werden sie zu punktuellen Kraftzentren; dann aber entschwindet ihre Stofflichkeit. Und vielleicht läßt sich im Zusammenhang damit auch noch eine Ahnung von der Frage erwecken, ob unsre Vorstellung vom Raum und von der Zeit, in der für uns immer nur der schmale Streifen der Gegenwart aus dem Abgrunde der Zukunft auftaucht, um gleich wieder im Meer der Vergangenheit zu versinken (sodaß wir gleichsam immer von einer versinkenden Scholle zur andern springen) nicht vielleicht nur unsre beschränkt menschliche Vorstellung ist, die das wahre Wesen der Dinge nicht erfaßt.

Jedenfalls läßt sich dem materialistischen Dünkel gegenüber etwas von der weitern Erkenntnis wecken, daß man aus jener Vorstellung der Materie und ihrer gesetzmäßigen Bewegung unmöglich die Erscheinungen der Welt, in der wir leben, befriedigend erklären kann. Ja, die Bewegungen der Himmelskörper, die physikalischen Vorgänge, auch die chemischen Prozesse kann man nach mechanischer Gesetzmäßigkeit erklären! Aber so wie wir zu den lebenden Wesen kommen, reichen wir damit nimmer aus. Die neuere Wissenschaft hat hier besonders einen Gedanken zu Hilfe genommen; sie redet von Entwicklung und Entwicklungstheorie. Damit hat man aber, wenn man genau zusieht, nach einem ganz andern Begriff (Kant würde sagen: „regulativen Prinzip") die Erscheinungen geordnet, als nach dem der berechenbaren Gesetzmäßigkeit; und selbst wenn wir die ganze Entwicklung nach Gesetzen erklären könnten, müßten wir von Entwicklung reden und damit nach einem Ziele fragen, auf welches das Ganze hinstrebt. Vollends aber das geistige Leben läßt sich aus den Atomen und ihren Bewegungen nicht ableiten: wie will man aus räumlicher Bewegung das Bewußtsein, aus der Vielheit der Atome seine Einheit erklären? Man stelle an die Gegner die Frage, wie sie sich denn das eigentlich denken! Vielleicht ziehen sie sich darauf zurück, daß eben in den Atomen auch schon das Bewußtsein und Denken angelegt sei, und daß nun doch alles geistige Leben aus den Veränderungen der denkenden Gehirnatome mit Notwendigkeit hervorgehe. Aber hat jemals einem Vertreter dieser Ansicht, wenn er das geistige Leben eines Mannes der Geschichte oder eines Menschen, mit dem er verkehrte, innerlich verstehen wollte, seine Theorie auch nur den geringsten Dienst für dieses Verständnis geleistet? Nein; die Gedanken und Gefühle und Bestrebungen eines andern machen wir nicht aus den Bewegungen seiner Gehirnatome, sondern aus unserm eignen innern Leben uns klar; und wir gestehen es damit alle Tage zu, daß man mit jener Erklärung nicht auskommt.

Der Anspruch des gröbern oder feinern Materialismus, alles erklären zu können, ist also nichtig; und dazu lasse man die Alleswisser nicht vergessen, wieviele Voraussetzungen auch sie selbst bei ihrer Theorie machen! Auch sie müssen doch eine bestimmte Verteilung der Stoffe, einen geordneten Zusammenhang zwischen den Bewegungen der unendlich vielen Atome, ein Vorhandensein der Bewegung selbst als unerklärte und unerklärbare Thatsache hinnehmen.

Es ist keineswegs meine Meinung, daß diese kritischen Gedanken gerade in dieser Gestalt und Reihenfolge das Nachdenken und die heilsame Erkenntnis des Nichtwissens am besten wecken können; sie lassen sich gewiß in der mannigfaltigsten Auswahl je nach dem Gang der Streitverhandlungen, in der verschiedensten Form, jetzt in geschlossener Entwicklung, jetzt in satirischer Zergliederung der materialistischen Autoritäten, jetzt in kritischen Fragen dem Gegner nahebringen: bald ist ein engerer Anschluß an Kant möglich, bald kann Langes Geschichte des Materialismus historisches Material liefern, bald kann Dubois-Reymond mit seinen sieben Welträtseln (von denen er vier überhaupt unlösbar findet, nämlich die Fragen nach dem Wesen von Materie und Kraft, nach dem Ursprung der Bewegung, nach dem Entstehen der Sinnesempfindung, nach der Willensfreiheit, und drei wenigstens noch ungelöst, nämlich die Fragen nach der ersten Entstehung des Lebens, nach den Ursachen der zweckmäßigen Einrichtung der Organismen, nach der Entstehung des vernünftigen Denkens und der Sprache), bald kann irgend ein neuerer Philosoph wie Sigwart, Wundt als Führer dienen.

Auch aus Schriften dogmatistischer Philosophie kann man oft treffliche kritizistische Gedanken schöpfen; z. B. kann man gewiß in Otto Flügels Buch über die Seelenfrage nach dieser Seite hin lernen.

* * *

Und endlich noch eine dritte These! Nur die kritizistische Richtung des Philosophirens schafft den freien Raum dafür, daß der christliche Glaube ganz auf seine eigne, ihm wesentliche Begründung gestellt werde.

Was hilft es, kritisches Nachdenken zu wecken? was nützt es, zu zerstören? wird der Kritizismus nicht in Agnostizismus enden? so höre ich einwenden. — Ja in der That, aufs Aufbauen kommt es an; und das ist mit allem Erregen kritischer Bedenken noch nicht vollbracht. Wenn ein Götzentempel eingerissen ist, so ist damit noch kein Gotteshaus erbaut. Es mag auch mancher auf den Trümmern seines zerstörten Wissensgebäudes sich niederlassen mit dem alten Klagelied des Agnostizismus: „Wer versteht die Deutung der Dinge?" Aber doch ist wenigstens der Raum für einen neuen Aufbau geschaffen. Und wie dieser allein ausgeführt werden kann, darauf weist uns die kritizistische Philosophie wenigstens in derjenigen Ausführung hin, die ihr Kant gegeben hat: Nur als sittliches Wesen, in der Anerkennung eines unbedingten Sollens, erhebt sich der Mensch über die Natur; nur auf dem Wege des sittlichen Postulats gelangen wir zur Gewißheit Gottes, der Unsterblichkeit, der Freiheit.

Gewiß ist dieser Postulatsstandpunkt ungenügend für den religiösen Glauben, besonders für den christlichen Glauben. Wir fühlen uns nicht imstande, mit dem kühnen „Es muß ein Gott sein" aus der Kraft unsers eignen sittlichen Wollens die Wirklichkeit Gottes zu tragen; sondern wir schauen aus nach einer Erweisung dieses Gottes, die vielmehr unser sittliches Leben tragen, die uns gewiß machen kann, daß Gott eine Macht ist, die in und über dieser wirklichen Welt waltet. Aber darin behält Kant Recht: wenn wir die Wirklichkeit dieses Gottes verstehen und erfahren wollen, so müssen wir uns auf einen andern Standpunkt stellen als den des Verstandeserkennens; es handelt sich dabei um eine Frage unsers praktischen, in letzter Linie unsers sittlichen Lebens.

Auch bei den vom materialistischen Wahn Erfaßten kommt schließlich alles darauf an, daß wir sie auf diesen andern Standpunkt der praktischen, sittlichen Fragestellung hinüberziehen. Auch wer durch dogmatistische Gottesbeweise sie zu überführen suchte, müßte schließlich doch immer diesen Weg betreten. Wir suchen direkt die Bahn zu ihm zu brechen, indem wir das verworrene Gestrüpp der materialistischen Theorien mit kritischer Schneide lichten. — Um nun aber denen, die den Wissenszauber empfunden haben, wieder den Sinn für die Lebensfragen zu geben, müssen wir an alles anknüpfen, was bei ihnen selbst an lebendigem Fühlen und sittlichem Streben vorhanden ist. Wir müssen ihnen zum Bewußtsein bringen, wie sie selbst keineswegs als kalte Materialisten das, was ist und geschieht, als gesetzmäßig notwendig begreifen, wenn sie über einen rücksichtslosen Egoismus sich entrüsten, wenn sie Opferwilligkeit preisen, wenn sie das Elend von Unterdrückten zu ihrer Sache machen wollen. Wir müssen, indem wir an ihr warmes, begeisterungsfähiges Herz uns wenden, sie daran erinnern, daß sie doch selbst auch eine andre Wirklichkeit kennen als die der blinden Naturnotwendigkeit, den nach Wissen und Bildung dürstenden Menschengeist, Vater- und Mutterliebe, Freundestreue, Märtyrermut. Vielleicht, daß sich auch ihr Sinn für das Größte erschließt, was wir in unsrer Menschengeschichte kennen, für die Größe Jesu Christi und die geistige Macht, die, uns zur Rettung, von ihm ausgeht. Wenn uns dies gelänge, dann wäre der Sieg gewonnen: dann verstünden sie, daß es eine andre höhere Ordnung der Dinge wirklich giebt, als das unerbittliche Muß des Mechanismus von Stoff und Kraft, und daß die Welt wirklich einen andern Sinn und Wert hat, als in dem ewig ruhelosen Wechsel und gähnenden Einerlei eines gleichgiltigen Getriebes alle Kombinationen der unendlichen Atome und Kräfte zu erschöpfen.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß sich diesem Verständnis ein noch viel mächtigeres Hindernis entgegenstemmt als die materialistische Trugwissenschaft, nämlich der praktische Materialismus, dem wir alle unsern Tribut zahlen, das Streben nach Genuß, Reichtum, Macht als nach dem Höchsten, was es für den Menschen giebt. Aber dieses Hemmnis läßt sich überhaupt durch keine philosophische Beweisführung wegräumen, weder durch eine dogmatistische Philosophie mit ihren Gottes- und Unsterblichkeitsbeweisen — denn sie verschlagen nichts bei dem, der selbst Gott sein oder als ein porcus de grege Epicuri leben will — noch durch kritizistische Ueberführung. Gegen dieses größte Hindernis giebt es keine andern Waffen als den Glauben, der sich mit Gottes Siegeskraft verbündet, und die Liebe, die aus Gottes Liebe schöpft und darum alles, auch das scheinbar Unmögliche, hofft.

* * *

Hier haben Sie, verehrter Herr Doktor, einige Gedanken über das von Ihnen gestellte Thema! sie wollen nur weiteres Nachdenken anregen. Vielleicht sind Sie, als Redakteur, nicht ganz befriedigt davon, daß der „Kantianer" nicht entschiedner für ein bestimmtes philosophisches System eingetreten ist und manchmal schon in Ihre Schiedsrichterrolle einzugreifen versucht hat. Doch Sie haben vor dem Theoretiker die praktische Erfahrung voraus. Lassen Sie uns bald hören, was sich Ihnen aus dieser zur Beantwortung unsrer Frage ergeben hat! Ihr

Max Reischle

Marcella

von Mrs. Humphry Ward*)

1

Mrs. Humphry Ward ist den Lesern der Christlichen Welt nicht unbekannt. Durch die beiden Romane Robert Elsmere und The history of David Grieve hat sie sich schnell Beachtung erworben.**) Wer ihr nicht immer zustimmen konnte, der mußte doch anerkennen, daß sie die aufgeworfnen Fragen mit gründlicher Sachkenntnis und rückhaltloser Offenheit behandelte. Man fühlte, daß man es mit einem modern denkenden und empfindenden Menschen zu thun habe. Ueberall wehte der frische, scharfe Wind des Geistes unsrer Zeit: Menschen, die sich unter Schmerzen und Kämpfen losringen von den Fesseln, die sie von frühern Zeiten her mit sich schleppten. Ein Doppeltes macht uns die von der Schriftstellerin geschaffnen Gestalten so sympathisch: die oft herbe, stets aber durch das heiße Sehnen nach Wahrheit hervorgerufene Kritik an dem Bestehenden und das ernste, unermüdliche Streben, das als wahr Erkannte nun auch im Leben durchzusetzen, sei es auch unter Drangabe des Liebsten, das man hat. In Robert Elsmere überwog das negative, polemische Element. Als Mittel zur Beseitigung der aufgedeckten Schäden wurde eine Theorie aufgestellt. Demgegenüber weist Marcella, der neueste Roman Mrs. Wards, einen entschiednen Fortschritt auf: nicht von außen her ist eine Heilung zu erwarten; wir werden bessere Verhältnisse nur schaffen, wenn wir eine Umgestaltung unsers Innern, eine Wandlung des Geistes und Sinnes durchsetzen, der uns in unserm Handeln den Mitmenschen gegenüber bestimmt.

Die folgende Skizzirung des Inhalts macht nicht den Anspruch, dem Reichtum des Gebotnen auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Sie soll anregen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen und sich ein eignes Urteil zu bilden. Wer es thut, der wird mehr als nur einige Stunden flüchtigen Genusses, er wird eine Fülle von Anregung davon haben.

2

Marcella Boyce hatte keine glückliche Jugend. Wie so viele englische Kinder mußte sie die Segnungen eines Familienlebens entbehren. Fern von ihren Eltern wuchs sie auf. Mit neun

*) Marcella by Mrs. Humphry Ward, Author of „Robert Elsmere" etc. In three Volumes. London, Smith, Elder and Co., 1894.

**) Vgl. Jahrgang 1889, Nr. 14 ff. und 1892, Nr. 23 f.

Jahren kam sie in eine „Schule für junge Damen.“ Was ihr da geboten wurde, war wenig genug: Geist und Körper kamen nicht zu ihrem Recht. Nach einigen Jahren wurde sie von dort fortgenommen. Sie sollte unter „religiöse Einflüsse“ gebracht werden. Es war eine krankhafte, überreizte Religiosität, in die das junge Mädchen nun hineingetrieben wurde:

Welch goldne Tage in den Ferien, wenn lang ersehnte Briefe voll frommer Ermahnungen ankamen, Briefe, die überall mit herumgetragen wurden, und über denen sie weinte, bis sie in Stücke zerfielen . . . Welche Schrecken und Nöte eines aufgestachelten Gewissens — welche Gewissensbisse für Sünden, die sie in der Schule begangen hatte — welch ein Eifer, sie in Briefen mit leidenschaftlicher Beredsamkeit zu bekennen — und welche Gleichgiltigkeit zur selben Zeit gegen alles Aehnliche, das zu Hause vorkam.

Sobald Marcella dem Zauber der Persönlichkeit ihrer Lehrerin entrückt war, war es vorbei mit aller religiösen Schwärmerei — für immer. Zwei Jahre harter Arbeit folgten. Sie studirte auf der South Kensington Kunstschule in London Musik und Malerei. Hier kam sie zum erstenmale mit Sozialisten in Berührung. Das Geschwisterkleeblatt Edith, Louis und Anthony Craven weihte sie in die Geheimnisse Lassalles und Marxens ein; sie wird Mitglied des extrem sozialistischen Klubs der Venturisten. Gerade damals erbte ihr Vater die ausgedehnte Familienbesitzung Mellor Park. Sie bekam spöttische Bemerkungen über das „Gift des Besitzes“ und dergleichen zu hören, aber sie war fest entschlossen, auch unter den veränderten Verhältnissen ihrer Ueberzeugung treu zu bleiben und alles daran zu setzen, ihre Ideen in Thaten umzusetzen.

Sie sollte bald Gelegenheit dazu haben. Das Dorf, in dem die Arbeiter der Besitzung wohnten, war in einem unsagbar elenden und verkommnen Zustande. Richard Boyce, Marcellas Vater, lehnte es ein für allemal ab, etwas zu thun; dazu habe er kein Geld. Marcella ist aufs tiefste empört; sie scheut sich nicht, ihrem Vater gründlich die Meinung zu sagen:

Die Dorfwasserleitung ist eine Schande. . . . Nie sah ich eine Schar so ungesund und elend aussehender Kinder wie die, die sich um jene Hütten tummeln. Wir nehmen die Rente, wir sollten auch für sie sorgen. Ich glaube, du könntest gezwungen werden, etwas zu thun, Papa — wenn die Ortsbehörde irgend etwas taugte.

Die Beschreibung der unglaublich vernachlässigten Wohnungen, deren Zustand auch den allergeringsten hygienischen Anforderungen Hohn spricht, erinnert oft an Kingsleys Yeast, wo ja auch die gerade in diesem Punkte besonders stark hervortretenden Unterlassungssünden aufs schärfste gegeißelt werden. Marcella hat nur den einen Gedanken, zu helfen. Aber ihre geringen Kräfte sind bald erschöpft. In dieser Verlegenheit greift sie zu einem Mittel, das, weil es sittlich höchst bedenklich ist, in der Folge viel Leid und Weh für sie mit sich bringt. Sie verlobt sich mit Aldous Raeburn, obgleich sie ihn nicht liebt. Raeburn ist der Enkel und künftige Erbe Lord Maxwells, des reichsten Großgrundbesitzers der Gegend. Ernst angelegt hat er nicht wie so viele seiner Standesgenossen die Jugend mit unnützen Spielereien und Vergnügungen vergeudet; er hatte die Jahre, die er in Cambridge verbrachte, dazu benutzt, sich gründliche philosophische und nationalökonomische Kenntnisse zu erwerben. Obgleich er ein warmes Herz für die Leiden der niedern Klassen besaß, hielt ihn doch ein ausgesprochen aristokratischer Zug, der freilich mehr auf der Ueberlegenheit seiner Bildung und Lebenserfahrung als auf den äußerlichen Vorzügen seiner Geburt und seines Reichtums beruhte, davon ab, in das Fahrwasser zu geraten, in dem Marcella dahintrieb. Er war Tory und hatte die denkbar günstigsten Aussichten auf eine politisch einflußreiche Zukunft. Die ausgedehnten Besitzungen seines Großvaters verwaltete er mit Umsicht, die Zustände auf ihnen wären in jeder Beziehung mustergiltig. Seine Braut liebte er innig; er bewunderte ihren Verstand und ihr Herz. Ihre extrem sozialistischen Neigungen betrachtete er als etwas, das die Zeit abschleifen werde; ja er freute sich darüber als über ein Zeichen ihrer Selbständigkeit im Denken. Wenn sie ihre Gedanken mit weiblicher Heftigkeit aussprach und zu vertreten suchte, so lächelte er wohl, aber es war nicht ein Lächeln der Ueberlegenheit, sondern der Freude und des Stolzes; dennoch war er ganz andrer Ansicht wie sie. Marcella selbst achtete ihn, aber sie liebte ihn nicht. Sie sah in ihm nur den Mann, der ihr die Mittel gewähren sollte, ihre gewiß selbstlosen Pläne durchzusetzen. Dabei empfand sie es mit Schmerz, daß er in seiner ruhigen Weise vieles von der Hand wies, das ein wesentlicher Bestandteil ihres sozialen Glaubensbekenntnisses war. Sie versuchte ihn zu überzeugen. Daß ihr das nicht gelang, machte sie gereizt und ungerecht ihm gegenüber.

Der Augenblick, wo dieses Verhältnis einen Stoß erleiden mußte, der schließlich zu seiner Lösung führte, konnte nicht lange ausbleiben. Richard Boyce hatte einen jungen Freund, Harry Wharton, eingeladen, einige Zeit in Mellor Park zu verbringen. Wharton war der radikale Kandidat für West Brookshire. Die Wahlen standen unmittelbar bevor. Zwischen Marcella und ihm entspann sich bald ein Freundschaftsverhältnis, das sich auf der Uebereinstimmung ihrer politisch-sozialen Ansichten und Bestrebungen aufbaute. Die feine, gewandte Art, die hinreißende Beredsamkeit, das Feuer und die Ueberzeugtheit, mit der er für sein politisches Ideal eintrat, verfehlten nicht, großen Eindruck auf Marcella zu machen. Sie geriet mehr und mehr unter seinen Einfluß. Dazu kam, daß Wharton sie aus einer großen Gefahr befreite. Ihr Kleid hatte am Kamin Feuer gefangen, als er es noch rechtzeitig bemerkte und mit seinen Händen erstickte, nicht ohne sich dabei erheblich zu verletzen. Raeburn kannte Wharton von früher; sie waren einst Freunde gewesen, aber eine Unehrenhaftigkeit des letztern machte der Freundschaft ein Ende. Seitdem traute Raeburn dem jungen Manne nicht mehr, zumal dessen weiteres Leben seinem Mißtrauen neue Nahrung gab. Was Wunder, daß ihn der wachsende Einfluß dieses Mannes auf Marcella verstimmte.

Der Termin der Hochzeit nahte mehr und mehr. Zunächst sollte die Braut der gesamten Verwandtschaft und Bekanntschaft vorgestellt werden. Dazu wurde in Maxwell Court ein großer Ball arrangirt. Marcella geht mit innerstem Widerstreben; der Gedanke, Raeburns Weib werden zu müssen, ist ihr bereits nahezu unerträglich. Auch verachtet sie die Gesellschaft, die sich dort versammeln soll; sie bliebe lieber bei den Armen und Kranken ihres Dorfes. Dennoch geht sie; mit der größten Anstrengung übersteht sie die Festlichkeit. Müde, todmüde kommt sie nach Hause. Schlaflos sitzt sie in ihrem Zimmer. Sie hat nur einen Gedanken: Wharton muß fort. Da hört sie unten im Korridor Schritte. Sie geht hinunter und findet den, den sie noch eben weit weg gewünscht hatte. Er leidet an Schlaflosigkeit. Sie kommen ins Gespräch. In dessen Verlauf läßt sich Wharton hinreißen, sie zu küssen. Nun erwacht in ihr das Bewußtsein der Unwürdigkeit ihrer Lage. Sie stößt ihn von sich und eilt in ihr Zimmer. „Ich will Aldous alles sagen, — alles,“ nimmt sie sich vor, und dann erinnert sie sich an einen aus dem Dorf, der im Sterben liegt. Sie will hin, um dem Schmerz und Weh, das ihr Inneres zerreißt, zu entfliehen. Kaum ist sie auf der Straße, da kommen ihr zwei Frauen entgegen gelaufen: Ein Mord! Einer der Wildaufseher Lord Maxwells ist erschossen worden; der Mörder ist Jim Hurd.

Jim Hurd und seine Familie standen unter dem besondern Schutze Marcellas. Sie hatte für die Leute gethan, was sie konnte. Hurd war ein Wilderer gewesen, um seiner Familie Fleisch zu schaffen. Marcella hatte ihm dann zu Arbeit verholfen um reichlichen Lohn. Er mußte ihr daher versprechen, nicht mehr zu wildern. Aber er hatte es nicht mehr lassen können. Er hatte sich einer Bande angeschlossen, und als sein alter Feind, Westall, Lord Maxwells Förster, ihnen auf die Spur kam, da hatte er ihn erschossen. Nun wurde er gefangen weggeführt. Sein Weib und seine Kinder blieben im Elend zurück. Marcella steht von Anfang an auf Hurds Seite. Sie machte „das System,“ die harten Wildschutzgesetze verantwortlich. Hurd ist ihr nur das Opfer der ungerechten Verhältnisse. Sie setzt alles in Bewegung, um ihn zu retten. Sie sammelt Unterschriften für eine Petition. Lord Maxwells und Raeburns Namen unter der Eingabe würden den Mann retten. Die Hochzeit wurde unterdessen verschoben. Marcella hat nur einen Wunsch: Hurd muß gerettet werden. Sie wendet sich an Wharton und bittet ihn, die Verteidigung zu übernehmen. Er ist gern bereit; glaubt er doch sich und seiner Sache damit zu nützen. Trotz seiner fieberhaften Thätigkeit vermag er nicht, das drohende Schicksal

von Hurd abzuwenden. Das Verdikt lautet auf vorsätzlichen Mord, und der Spruch der Geschworenen verurteilt ihn zum Tode. Nun liegt die letzte Rettung in der Petition an den Staatssekretär. Aber weder Lord Maxwell noch Aldous vermögen es, sie zu unterzeichnen. Marcella ist außer sich; im Zorn verläßt sie Maxwell Court, wohin sie selbst das Schriftstück gebracht hat. Sie will Aldous nicht mehr sehen. Dann erhält sie die Nachricht, daß der Staatssekretär die Begnadigung verweigert hat. Hurd soll den Tod erleiden. Den Tag der Exekution verbringt Marcella bei dem Weibe des Mannes. Es sind furchtbare Stunden, die sie durchleben muß. Fast fehlt ihr die Kraft. Dann ist auch das vorüber.

Zwei Tage später kommt es zur Auseinandersetzung zwischen Marcella und Raeburn. Sie spricht offen, sie gesteht ihm alles, auch daß Wharton sie geküßt. So gehen sie aus einander. Marcella ist frei. E Tn

---

Bücher und Schriften

(Ein lokaler Kampf um religiöse Weltanschauung) Grundgedanken und Unterscheidungslehren der freireligiösen Gemeinden. Ein Verständigungsversuch von W. Hieronymi. Durchgesehen und neu herausgegeben von Karl Voigt, freireligiösem Prediger in Offenbach — so betitelt sich ein Heft von 32 Seiten, das einer Angabe auf dem Titelblatt zufolge in elf- bis zwanzigtausend Exemplaren gedruckt ist. Offenbach am Main, in Frankfurts Nachbarschaft, mag sich rühmen, das Erbe Ronges aus den vierziger Jahren besonders treu behütet zu haben. Damals träumten auch edle Geister, wie Gervinus, von einer Mission der Deutsch-Katholiken. Heute ist durch von Egidys Auftreten neuer Zug in die Bewegung gekommen. Nach neuen Gedanken aber sucht man vergebens. Wenn man die zwanzig fettgedruckten Sätze mustert, in denen sich diese freireligiöse Weltanschauung zusammenfaßt — trotz aller Verwahrung „ein Glaubensbekenntnis“ in optima forma —, so staunt man über ihre unglaubliche Dürftigkeit, die von der heißen theologischen Arbeit der letzten Jahrzehnte nichts gelernt hat, nichts, rein gar nichts ahnen läßt. Denn sieht man von den Widersprüchen ab, die sich lustig und sorglos durch das Ganze hinziehen, so liegt eine Fragmentensammlung vor, deren einzelne Bestandteile sich leicht von einander sondern lassen. Mit naturwissenschaftlichen, namentlich astronomischen Axiomen und Hypothesen, die billig genug zu haben sind, finden sich pantheistische Reminiszenzen aus bessern Tagen mühsam unter ein Joch gezwängt, um den Karren einer durchsichtigen Nützlichkeitsmoral, der auch etwas sozialen Anstrich erhalten hat, träge durch die Not dieser Zeit fortzuziehen. Das also wird der Gehalt der Reden sein, die sonntäglich zur „Erbauung“ der freireligiösen Gebildeten und Besitzenden dienen. Nur daß ich die Polemik noch vergessen habe, die als Rahmen vorzüglich zum Bilde stimmt. Ihr Gegenstand und ihre Form erhellt in Kürze aus dem fünfzehnten Satze der Grundgedanken: „Die christliche Rechtgläubigkeit stellt den heiligen Geist dar als einen besondern dienstbaren Geist der Priesterschaft, wir denken ihn als Geist der Menschheit, als Geist der Wahrheit und des Lichtes.“ Und merkwürdig: während die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie in der Offenbacher Zeitung unermüdlich von nationalliberalem Standpunkt aus bekämpft werden, zeigt die beifällige Kritik, mit der dasselbe Blatt jede neue Leistung des freireligiösen Predigers begrüßt, wie nahe verwandt in der ethischen und religiösen Weltanschauung einander die Gegner sind.

Wir hätten keinen Anlaß gehabt, auch nur mit einem Wort auf diese Grundgedanken hinzuweisen, wenn wir ihnen nicht eine Beurteilung gegenüberzustellen hätten, die aus der Feder eines Mediziners geflossen ist: Bemerkungen über Wissen und Glauben. Eine Kritik der Grundgedanken u. s. w. von Dr. med. Rudolf Bachfeld, prakt. Arzt. (Verlag von Johs. Waitz, Darmstadt 1894; V u. 31 S.) Auf diese Blätter möchten wir ausdrücklich aufmerksam machen. Ist es schon an und für sich eine Freude, einem Mediziner in solchem Kampfe zu begegnen, so wird sie durch die Wahrnehmung verdoppelt, in wie feiner und tiefgehender Weise derselbe geführt wird. Denn der „Laie,“ der hier redet, greift nicht in der Angst um gefährdete Güter nach alten traditionalistischen Waffen. Sein Wort ist aus dem unausrottbaren Bedürfnis nach „Ideen und Idealen,“ einer religiösen Weltanschauung, die ihm festen Grund für sein persönliches und sittliches Leben biete, hervorgegangen. Scharf sucht er die Gebiete des Wissens und Glaubens von einander abzugrenzen. Ihm ist der Glaube weder ein Fürwahrhalten überlieferter Sätze noch eine verzweifelte Projektion des Wissens ins Phantastische. Er hat es mit dem Ideal zu thun, das aus der Gewissensüberzeugung des Einzelnen und der Geschichte der Völker, letztlich der Menschheit, sein Daseinsrecht entnimmt. Aber eitle Hoffnung ist es, dieses Ideal von der Zukunft zu erwarten. Die Welt kann nicht verlangen, daß es noch einmal erscheine, nachdem es in Jesu Christo dagewesen ist. Der Glaube also an das Ideal, wie es sich im Gewissen ankündigt und in der Geschichte lebendig ist, wird zum Glauben an die Idealgestalt Jesu Christi, die durch die Jahrhunderte hindurch gewaltet hat und wirken wird, so lange Menschen leben, die für Hoheit, Reinheit, selbstlose Hingebung empfänglich sind. Dieser Glaube braucht der Kritik am Ueberlieferten, zumal aber am

gegenwärtigen Kirchentum nicht aus dem Wege zu gehen. Im Gegenteil, es liegt in seiner Art, daß er sich fortwährend der Gefahr bewußt ist, das Ideal, das ihm in Jesu Christo als Ziel gesetzt war, zu verlieren und zu verkehren. Aber er kann auch an der religiösen Gemeinschaft nicht verzweifeln, die in dem Lebensbilde Jesu Grund und Kraft zu steter Erneuerung in sich trägt. Den Klagen über konfessionelle Engherzigkeit und dergleichen wird er die einfache Aufforderung entgegensetzen, durch rege Beteiligung am kirchlichen Leben diese Schäden zu überwinden oder an ihrer Ueberwindung mitzuarbeiten. Und dringend genug allerdings mahnt die Zeit zum Eintritt in solche Arbeit. Mit einem kurzen Blick auf unsre sozialen Gefahren schließt das Schriftchen. Aber der Rat, von dessen Befolgung der Verfasser allein Hilfe hofft, lautet: „So wollen wir denn ihm folgen, der gezeigt hat, wie man sein Kreuz auf sich nimmt, indem er zugleich im Bewußtsein seiner unvergleichlichen Leistung ausrief: Folget mir nach! Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Mehr solcher Stimmen aus Laienkreisen! das ist der herzliche Wunsch, mit dem man dankbar das Schriftchen aus den Händen legt.
S. Eck

(Sünde oder Krankheit?) Ein vergessenes Kapitel aus der Theorie und Praxis der Seelsorge. Von Lic. Dr. Friedrich Zimmer, Professor der Theologie, Direktor des evangelisch-theologischen Seminars in Herborn. Leipzig, Fr. Richter, 1894. 48 S. 75 Pfge.

Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß dem Seelsorger unsrer Tage eine elementare Kenntnis der Psychiatrie nicht fehlen dürfe. In wie manchen Fällen, die der Irrenarzt nachher mit Bedauern „verpfuscht“ findet, ist der Arzt überhaupt nie zu Rate gezogen worden, sondern, wenn überhaupt zu jemandes Kenntnis, so sind sie vor den Seelsorger gebracht. Und wie viel wird auch da bei bestem Willen aus mangelnder Einsicht verfehlt! Krankheit wird als Sünde beurteilt und behandelt, mit keinem oder gar negativem Erfolg. — Nicht als ob es Aufgabe des Seelsorgers sei, Irre zu behandeln, aber er muß imstande sein, Geisteskrankheit als solche zu erkennen. Er muß wissen, wo mit der Möglichkeit des Irreseins zu rechnen ist, muß einen Blick dafür gewinnen, daß gewisse Erscheinungen oder Veränderungen im Wesen des Menschen nicht ethisch, sondern pathologisch beurteilt sein wollen. Der Seelsorger kann hier durch richtige Einsicht viel Unheil verhüten und viel Gutes stiften, kann aber andrerseits durch unrichtige Beurteilung psychopathischer Zustände viel Schaden anrichten.

Die Darlegungen des Verfassers wollen nun dem Seelsorger eine Handreichung dazu bieten, daß er lerne, „auf die Punkte zu achten, die möglicherweise auf eine Diagnose des Irreseins führen.“ Sie wollen also nicht sowohl Ratschläge geben für seelsorgerliche Behandlung Geisteskranker, als vielmehr Winke in der Richtung, welche Kennzeichen auf das Vorhandensein von Seelenstörungen schließen lassen. Der Verfasser lehnt sich dabei an anerkannte Gesamtdarstellungen der Psychiatrie an, namentlich an das „Lehrbuch der Psychiatrie auf klinischer Grundlage für praktische Aerzte und Studirende von Dr. R. v. Krafft-Ebing“ (4. Auflage, Stuttgart, 1890), in Einzelheiten noch das „Lehrbuch der Psychiatrie für Studirende und Aerzte, bearbeitet von Dr. Theodor Kirchhoff“ (Leipzig und Wien, 1892) hinzuziehend. Der Verfasser will nichts Eignes bieten, sondern nur das für seinen Zweck in Betracht kommende Material, wie es von Fachvertretern geliefert worden ist, übersichtlich zusammenstellen. Zunächst wird der „epileptische Charakter“ nach v. Krafft-Ebing geschildert, um daran zu zeigen, „wie Charakterfehler die Folgen leiblichen Leidens, speziell die Symptome einer beginnenden Geisteskrankheit sein können.“ Dann werden „diejenigen Störungen geistiger Funktionen, die das Aussehen ethischer Defekte haben, in Wirklichkeit aber pathologischen Ursprungs sein können,“ eingehend meist mit Worten v. Krafft-Ebings beschrieben, und zwar erst die Störungen des Gemütslebens, dann die Störungen im Gebiet des Intellekts, endlich die des Trieblebens und Wollens.

Wir möchten das Studium des Büchleins angelegentlichst empfehlen. Leider lassen die Lehrbücher der Poimenik in diesen Fragen vollständig im Stich. Nicht bloß die Behandlung Geisteskranker, sondern noch mehr die Erkennbarkeit seelischer Störungen ist in der That in der Theorie der Seelsorge ein vergessenes Kapitel. Und doch sollte gerade auch in letzterer Beziehung der Seelsorger wenigstens einige Kenntnis besitzen, damit er nicht ethische und psychische Defekte, Sünde und Krankheit mit einander verwechsle. Das Material, das der Verfasser nach dieser Seite hin an die Hand giebt, ist zuverlässig und, wenn auch auf engem Raum zusammengedrängt, doch hinreichend und übersichtlich geordnet. Th A

(Die Diakonissenfrage) Ein Beitrag zur Beurteilung der christlichen Liebesthätigkeit. Von Al. v. Oettingen. Separatabdruck aus den „Mitteilungen und Nachrichten der evangelischen Kirche in Rußland,“ November-Dezemberheft 1893. Riga, Hörschelmann, 1894. 1 Mk.

Der Inhalt der Broschüre besteht aus acht Thesen, deren jeder eine eingehende Erläuterung beigefügt ist. Die Thesen dienten ursprünglich als Grundlage für Verhandlungen auf der livländischen Provinzialsynode. Ueber das Verhältnis der Erläuterungen zu den Thesen spricht sich der Verfasser selbst dahin aus: „Ich gestehe auch, daß ich auf Grund eigner Erfahrungen und Studien, die ich unterdessen gemacht, einige meiner Behauptungen vom Jahre 1891 nicht mehr in ihrer damaligen, etwas schroffen Formulirung aufrecht erhalten möchte. Aber ich gebe die Thesen wieder, wie ich sie damals gefaßt, und füge nur in den Erläuterungen die betreffenden Ergänzungen und Verbesserungen hinzu.“

Der Verfasser ist bekanntlich theologischer Professor in Dorpat. Seine Ausführungen dürfen daher von vornherein erhöhtes Interesse

beanspruchen. Zugleich liegt es schon in der Stellung des Verfassers begründet, wenn er mehr das Prinzipielle als das Praktische zum Gegenstand seiner Erörterungen macht, und — fügen wir gleich hinzu — wenn er in jenem treffender und überzeugender schreibt als in diesem.

Seine Stellung zur Diakonissenfrage läßt bereits das Vorwort deutlich erkennen, wenn er dort sagt: „Ueberhaupt aber bin ich überzeugt, daß die Leiter unsrer einheimischen Diakonissenanstalten (in Mitau, Reval, Libau und auch des »evangelischen Hospitals« in St. Petersburg) insofern mit meiner Grundanschauung übereinstimmen, als sie mehr oder weniger alle eine kirchliche Gemeindediakonie im Auge haben. Aber thatsächlich stehen sie doch noch allesamt unter dem Gesichtspunkte — um nicht zu sagen: unter dem Banne — der Vereinsarbeit und der sonderlichen, zentralisirten Mutterhauspflege.“

Ueber die Gliederung der acht Thesen bemerkt er, „daß die Thesen 1 bis 4 die allgemeinen Grundsätze für eine kirchliche Gemeindediakonie im Sinne lutherischer Berufslehre, die Thesen 5 bis 8 die praktische Ausgestaltung der weiblichen Diakonie im Gegensatz zu katholisirenden und pietistischen Verirrungen auf diesem Gebiete darzulegen suchen.“ Die ersten vier Thesen bilden nach dem bereits Gesagten das Beste an dem Büchlein; sie bieten eine vortreffliche, echt biblische und gesund lutherische Grundlage für alle Diakonissenarbeit. Wenn nun aber der Verfasser von da aus in den Thesen 5 bis 8 an der heutigen Gestaltung der weiblichen Diakonie sehr vieles auszusetzen hat, so kämpft er zum Teil gegen Gespenster, d. h. gegen Gefahren, die wohl sehr nahe liegen, bisweilen gewiß auch nicht vermieden wurden, in der Hauptsache aber von den Führern auf dem Gebiet der weiblichen Diakonie gleichfalls erkannt und unermüdlich bekämpft werden; zum Teil behauptet er geradezu Unrichtiges,*) und zum Teil hat man den Eindruck: so spricht der Mann der Theorie. Schreiber dieser Zeilen steht durchaus nicht unkritisch zum heutigen Diakonissenwesen und würde es lebhaft bedauern, wenn die neuerdings so häufigen öffentlichen Diskussionen darüber wirkunglos verhallten, aber er weiß es aus eigner Erfahrung, wie das Meiste, was man beanstandet, einem in ganz anderm Lichte erscheint, wenn man nun selbst ein Diakonissenhaus leiten soll.

„Ich will mich gern von den Männern der Erfahrung belehren lassen,“ schreibt v. Oettingen. Ferner betont er, daß er in der Zeit, die zwischen der Abfassung seiner Thesen und der seiner Erläuterungen dazu lag, bereits manches milder zu beurteilen gelernt habe. So dürfen wir annehmen, daß er noch viel konservativer dem Diakonissenwesen gegenüber stehen würde, wenn er ein paar Jahre lang ein Diakonissenhaus zu leiten gehabt hätte. Immerhin ist vorliegende Broschüre sehr beachtenswert und erfüllt ihren Zweck vollkommen, der ja nach des Verfassers eignen Worten nur der ist, die ihm wichtig erscheinenden Gesichtspunkte anzudeuten und damit Stoff und Anregung zu weiterer Diskussion zu bieten, um überhaupt ein klares Urteil über das ganze Gebiet der sogenannten „christlichen Liebesthätigkeit“ zu gewinnen. C

(Warum fehlt es an Diakonissen und Pflegerinnen?) Der Diakonissin- und Pflegerinberuf. Ein wichtiger Teil der Frauenfrage. Von Mathilde Weber. Berlin, L. Oehmigke, 1894. 80 Pfge.

Wie der Titel sagt, rückt das Buch den Beruf der Diakonissen und Krankenpflegerinnen unter den Gesichtspunkt der Frauenfrage. Ohne Zweifel hat diese Art der Beurteilung auch ihr gutes Recht, aber hier scheint sie mir doch nicht selten zu einseitig geübt worden zu sein, sodaß sie zumal dem Diakonissenberuf nicht gerecht werden kann, für den religiöse und kirchliche Gesichtspunkte in erster Linie maßgebend sein müssen. Ein weitrer Mangel des Buches liegt darin, daß die Verfasserin den tiefgreifenden Unterschied zwischen Diakonissen und weltlichen Krankenpflegerinnen nicht zu fassen, wenigstens an den meisten Stellen nicht festzuhalten vermag. Immer wieder entsteht der Eindruck, als ob Diakonissen gleichbedeutend mit Krankenpflegerinnen seien, nur mit etlichen (im Grunde überflüssigen) religiösen Ornamenten verbrämt. Ferner wäre zu wünschen, daß beim Zusammentragen der Berichte von allerlei Personen aus allerlei Verbänden weniger kritiklos verfahren worden wäre. Wer mit den hier in Betracht kommenden Verhältnissen vertraut ist, weiß, wie gerade die zu einem objektiven Urteil Unlustigsten bezw. Unfähigsten (z. B. entlassene Schwestern oder deren Angehörige) am raschesten mit ihrem Urteil, einseitigen Darstellungen, falschen Verallgemeinerungen bei der Hand sind.

Andrerseits berührt die im ganzen sehr wohlwollende Stellung der Verfasserin auch zur Diakonissensache angenehm, und es ist nur zu wünschen, daß auch Stimmen wie die ihrige an maßgebenden Stellen beachtet werden; denn daß sowohl in den Pflegerinnen- wie in den Diakonissenverbänden gar manches noch verbesserungsfähig, ja -bedürftig ist, muß zugestanden werden. Auf die einzelnen Ausführungen des Buches einzugehen, würde ein neues Buch erfordern. Von den Ursachen des Diakonissen- und Pflegerinnenmangels sind sehr wichtige nicht angeführt (z. B. allgemeiner Mangel an religiöser Kraft und Tiefe), andre wieder übertrieben, noch andre gewiß treffend hervorgehoben (so der „Unteroffizierston“ so vieler jungen Aerzte). Gleiches ist über die Reformvorschläge zu sagen. — Auch noch ehe diese Reformen durchgedrungen sind, wünscht die Verfasserin mit ihrem Buche viele zum Eintritt in die mehrfach genannten edeln Berufsarten zu ermuntern. Ich wünsche es mit ihr, fürchte aber, daß sie eher abschrecken wird. C

(Ueber den erziehlichen Wert der Hausmusik) Ein Vortrag von D. Julius Smend, Prof. in Straßbg. Dortmund, Crüwell, 1894. 1 Mk.

Der unsern Lesern bekannte Verfasser, der seinen Freunden schon

*) Vgl. die Erwiderungen auf die v. Oettingensche Broschüre im diesjährigen Januar- und Februarheft des von Pastor Fliedner in Kaiserswerth herausgegebnen Armen- und Krankenfreundes.

manchmal in Wort und That bewiesen hat, was von der Frau Musika im allgemeinen und von der kirchlichen sowohl wie geistlichen Musik im besondern zu halten sei, tritt in diesem Vortrage der Frage näher, wie die Hausmusik als bewußt sittlicher Faktor in unsrer Erziehung geweckt werden könne. In liebenswürdiger, oft schalkhafter Weise erörtert er, was sowohl die Musik wie das Haus gleichmäßig angeht, um zu dem Begriffe Haus- (oder Kammer-)musik zu kommen. Ihr Wesen bedingt nicht vollendete Meisterschaft, wohl aber persönliche Anteilnahme und starke Willensanspannung. Sie hat intimen Charakter, und von ihr gilt im allgemeinen, was Richard Wagner einmal von Bachs Klavier- und Orgelsachen im besondern gesagt hat: sie mute ihn an, als habe sie der große Meister nur zu dem Zwecke geschrieben, um im einsamen Stüblein seine Frau damit zu erfreuen. Deutsche Hausmusik soll und kann nur deutsch sein; keine Parademusik, sondern immer heimliche Herzenssprache.

Solche Hausmusik kann dann freilich sehr einflußreich für die Bildung der Kinderseelen werden. Innigkeit, Persönlichkeit, Individualität und Unterordnung, Selbstvertrauen und Bescheidenheit lassen sich alle zusammen an einer Mozartschen Sonate beweisen und verleugnen. Das Haus bereitet vor für die Kirche und für die Welt. Hier macht Smend mit Recht auf die lieblichen Kinderlieder Abel Burckhardts aufmerksam, die Friedrich Spitta ins Hochdeutsche übertragen und Arnold Mendelssohn zweistimmig gesetzt hat.*) Da sollen die Kinder die Ober-, die Mutter die Unterstimme singen und jene schon früh in Tönen auszudrücken lernen, was die kleinen Herzen bewegt. Fürs Leben aber bereitet uns die Hausmusik vor, indem sie uns den Begriff eines guten Geschmacks mit auf den Weg giebt; solcher Geschmack bewährt sich dann oft auch an unmusikalischen Dingen. So könnte die Hausmusik immer besser als sittliches Moment unsers Volkslebens erkannt werden; wo sie von der harten Not des Tages zurückgedrängt wird, da ist es die Aufgabe der Kirche und Schule, in den stummen Seelen bleicher Kindergesichter den schlafenden Akkord zu wecken.

Zweierlei ist mir an diesen Gedanken besonders sympathisch; einmal: dem Verfasser ist Musik kein Luxus, sondern Bedürfnis und Pflicht; ihre Pflege bedarf desselben Ernstes wie jede pädagogische Aufgabe. Damit wird jedes Paradiren sowohl wie jede Geringschätzung deutlich abgelehnt. Und dann: Schopenhauer sagt einmal: „Im Leben gilt der gute Wille alles, in der Kunst nichts.“ Das gilt nicht ganz für die Hausmusik. Denn hier handelt es sich nicht um technische Vollendung, sondern um persönliche Teilnahme an fremdem, geistigem Leben. Und das Geheimnis besteht immer wieder darin, daß wir persönlich werden.

P S

(Rhythmisch!) Eine hymnologische Streitschrift von Dr. Ph. Wolfrum, ak. Musikdirektor und a. o. Professor in Heidelberg. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1894. 28 S. 75 Pfge.

Wer sich überzeugen will, daß in unsrer evangelischen Kirche noch frisches Leben pulsirt, der beachte einmal, mit welcher Energie der Kampf um den rhythmischen Choral geführt wird. Das vorliegende Heft scheint an Kampfesfreudigkeit fast zuviel des Guten zu bieten. Ein Vortrag, den Professor Cornill zu Gunsten des isometrischen Chorals gehalten und dann publizirt hatte, giebt dem Verfasser Anlaß zu einer sehr lebhaften Erwiderung und warmen Befürwortung des rhythmischen Chorals. In dem Kampf der Meinungen über die zukünftige Form des kirchlichen Gemeindegesanges sind zwei Gesichtspunkte bisher hauptsächlich zu Tage getreten und fast mit gleicher Entschiedenheit von Freund und Feind des rhythmischen Kirchengesanges verwertet worden: einmal die Argumentation aus dem Wesen des evangelischen Kirchenliedes, dann die Berufung auf die Geschichte der vorhandnen Choralmelodien. Es will scheinen, als ob man mit dem letztern Gesichtspunkte nicht recht vom Platze käme. Denn wenn sich auch objektiv und widerspruchslos feststellen ließe, wie unsre kirchlichen Melodien sich entwickelt haben, und hierüber ein einheitliches Urteil bestände — woran sehr viel fehlt —, so würde es schließlich doch noch immer die Frage sein, ob dieser Entwicklung auf die Verwendung der Melodien in unserm kirchlichen Leben ein Einfluß einzuräumen sei. Wirksamer erscheint es daher, von dem erstern Gesichtspunkte aus die Gestaltung des Kirchenliedes prinzipiell zu konstruiren, sich also lieber zu fragen: was für einen Gesang brauchen wir für unsern evangelischen Gottesdienst? Und da ist ein Doppeltes sicher, einmal daß unser Gemeindegesang ein lebendiger Ausdruck der religiösen Stimmung sein muß, ein weit lebendigerer, als er es heute vielfach sein kann, dann aber auch, daß er unbedingt sich den Anforderungen der kirchlichen Würde unterordnen muß. Der Verfasser hätte darum den Unterschied zwischen geistlichem Lied und Kirchenlied nicht außer Acht lassen sollen. Eine wichtige Aufgabe ist hier vorhanden, und es kann nur als eine erfreuliche Erscheinung betrachtet werden, wenn in theologisch und musikalisch sachverständigen Kreisen für diese Aufgabe das Interesse so rege bleibt, wie das vorliegende Heft es aufweist. Sch—r

(Jugenderinnerungen eines deutschen Theologen) Bremen, Heinsius, 1894. 278 S.; 4, gebunden 5 Mk.

Der Verfasser, der seinen Namen unter dem allerdings etwas durchsichtigen Schleier der Anonymität verbirgt, schildert uns seine Kinder- und Knabenzeit in Barmen-Wupperfeld, seine Gymnasialzeit in Münstereifel und Duisburg, seine Universitätszeit in Bonn und seine erste Wirksamkeit an einem Pensionat in Neuwied. Als Anhang ist eine Sammlung lateinischer Hymnen und deutscher Lieder des Verfassers gegeben. Sehr bezeichnend für das überaus liebenswürdige Buch ist die Verschweigung des Namens und die Bezeichnung der Verfasserschaft unter dem Titel

*) Straßburg, Bull. 2 Mk.

eines „deutschen Theologen.“ Denn die Schilderungen, so persönlich sie selbstverständlicherweise sind und in so frischer und anschaulicher Unmittelbarkeit des Selbsterlebten sie sich darbieten, so wenig nur persönlich sind sie doch in andrer Beziehung. Was der Verfasser mitteilt, auch aus seiner Kinderzeit, auch aus dem Gymnasialleben, hat alles kulturhistorischen Wert; das religiöse und gesund fröhliche Leben im Wupperthal vor sechzig Jahren, das gegenseitige Verhältnis der Stände, die Verhältnisse der Schule, des Verkehrs, der Unterschied des katholischen und des evangelischen Gymnasiums und dergl. mehr ist mit Herzenswärme der Erinnerung, aber rein sachlich und sprachlich höchst anziehend geschildert; und selbst die zahlreichen kleinen Szenen des Selbstverbrochenen und Selbsterfahrenen zeigen in heiterer Umrahmung ein charakteristisches Bild damaligen Lebens in dem vielverschrieenen Wupperthale. Daneben der Segen des frommen Elternhauses, die Pietät, womit die „liebe Mutter“ und der früh verstorbne Vater gezeichnet werden; auch die Lehrer des Knaben lernen wir mit ihm liebgewinnen. Der „deutsche Theologe“ tritt in der schönen Schilderung der Bonner Universitätszeit in den Vordergrund. Die Gestalten hervorragender Theologen, eines Richard Rothe, Diestel, Steinmeyer, Ritschl, auch ein Johann Peter Lange treten in klarer, mit liebevoller Hand geführter Zeichnung uns vor Augen. Referent ist allerdings der Meinung, daß die theologische Bedeutung von Rothe allzusehr hinter der von Ritschl zurücktrete; aber dem Wert des Gebotenen thun diese und andre Differenzen des Urteils keinen Eintrag.

So sollen die „Jugenderinnerungen eines deutschen Theologen“ aufs wärmste empfohlen sein, aber keineswegs nur den Theologen, sondern vornehmlich auch zum gemeinsamen Lesen im Familienkreise. Das erste Kapitel: „Das alte Wupperfeld“ bereitet freilich dem Vorleser dadurch einige Hindernisse, daß viele Namen von noch heute lebenden Familien nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet sind. Das verliert sich jedoch sehr bald. A—s

(Aus dänischer Zeit) Zweite Reihe von Charlotte Niese. Leipzig, Grunow. 245 S.; geb. 3 Mk.

Einen frischen Erikastrauß bietet uns der Verleger auf dem herzigen Einband und vor allem die Verfasserin, die hoffentlich der Mehrzahl unsrer Leser eine liebe Bekannte ist. Die Erzählungen der zweiten Reihe sind von derselben urwüchsigen Frische, demselben wahrhaft Shakespeareschen Humor wie die der ersten; auch diesmal findet sich wieder jener ernste Zug, der die Ausartung der Komik ins Groteske verhindert und uns darauf hinweist, daß die kleinen Begebenheiten, die erzählt werden, manchmal durchaus nicht lächerlicher Natur sind. Ich möchte beileibe nicht von einer Tendenz der Erzählungen reden — das Schnüffeln nach der Tendenz beraubt uns so oft des reinen Kunstgenusses, ich erinnere nur an „Hannele“ —, aber für mich hatte zum Beispiel „Mamsell von Ehren“ eine Tendenz: noch nie war mir jener alte Satz so schwer aufs Gewissen gefallen wie diesmal: „Laß es nie zu spät werden.“ Manche Bilder sind geradezu zum Malen: giebt es nicht ein reizendes Bildchen, wenn die Kleine den alten Kapitän besucht und sprachlos den ausgestopfen Haifisch dort betrachtet, der dessen Frau aufgegessen haben soll; endlich faßt sie sich zu der Frage ein Herz: „Sitzt sie noch drin?“ Es muß ein lustiges Dreigespann gewesen sein, Jürgen, Milo und Charlotte, und manchmal hätte ich gern zugesehen oder mitgemacht, aber ich begreife die Tanten, wenn sie den Kindern manchmal rieten „Ausflüge zu machen“: wenn Kinder zu originell sind, werden sie doch unbequem, wie wir Großen auch. Pl

(Allerlei Leute) von Hedenstjerna. Zweiter Band, übersetzt von M. Langfeldt. Leipzig, Haessel. 2 Mk.

Das Buch ist es wert, daß wir auch auf den zweiten Band hinweisen (vgl. Jahrgang 1893 Nr. 49). Skizzen wie die hier gebotnen sind nicht für jedermann; man muß Phantasie haben, um aus wenigen Andeutungen den Hintergrund zu dem Bilde erkennen zu können, das der Verfasser uns zeichnet; man muß mit Bedacht und mit Liebe lesen, um aus dem Thun und den Worten der „allerlei Leute“ ein Bild des verborgnen innern Lebens, ihrer Freude und ihres Schmerzes zu gewinnen. Hier giebt es keine großen Gedanken, keine „spannende Handlung,“ alles verläuft so ruhig und still, wie das tägliche Leben von manch einem unter uns. Der Dichter nimmt uns an der Hand und führt uns durch ein Stück Welt, hie und da hält er still und läßt uns in ein Zimmer blicken oder führt uns auf einen Bauernhof, manche Freude dürfen wir miterleben, bei manchem Kampf sind wir die stillen Zuschauer. Das scheint mir gerade der Fortschritt in unsrer Litteratur zu sein, daß wir von den Räuber- und Mordgeschichten, deren selbst ein Dickens und Viktor Hugo manchmal nicht entraten zu können glaubten, im wesentlichen abgekommen sind und uns dem täglichen Leben, das den reichsten Stoff bietet, zugewandt haben. Das ist wahrer Realismus! Um noch auf Einzelnes hinzuweisen, so ist „des Gerichtsbauers Mutterschwein,“ „der alte Ajax“ u. s. w. für die Leser geschrieben, die das Reinhumoristische vorziehen. Von den ernsten Sachen, die ja auch mit leichtem Humor durchwebt sind, erscheinen mir „Abendsonne“ und „Reue“ als die schönsten, wem aber gar „die große Schwester“ nicht gefällt, der „verdient nicht ein Mensch zu sein,“ um mit Schikaneder zu reden. Pl

---

Verschiedenes

(Die Ereignisse in Frankreich) haben uns alle erschüttert. Carnots Ermordung hat wie ein greller Wetterstrahl unsre Tage hell beleuchtet. Neues haben wir nicht gesehen, aber das Alte, nur zu Bekannte ist uns wieder schwer aufs Herz gefallen. Und neu war auch die That

nicht: seit es Staaten, Obrigkeiten, Richter und Fürsten giebt, hat es auch „Tyrannenmörder“ gegeben. Einst waren es vielleicht religiöse Fanatiker, heute sind es Fanatiker des Anarchismus. Der Sozialismus oder der Anarchismus, das sind die Religionen eines modernen Geschlechts. Ist dem aber so, dann geht solch ein Verbrechen die ganz unmittelbar an, die eine andre Religion haben, die für die christliche Religion den Anspruch erheben, daß sie die aller Menschen sei.

Die furchtbare Nachricht wird auf Christen eine doppelte Wirkung geübt haben. Sie wird in jedem mächtig geweckt oder gestärkt haben jene eschatologische Stimmung, die unter solchen Zeichen der Zeit des Endes aller Dinge gewärtig ist. Wir sehen in einen Abgrund, und, mit Luther zu reden, die Grundsuppe der Bosheit kommt an den Tag. Wie lange kann es noch währen, so wird diese Welt das Gericht empfangen, für das sie reif ist. Aber ist sie denn reif? Nach Gottes Urteil? Und haben wir die Zeichen der Zeit dazu, daß wir müssig gehen und des Endes warten? Sollen wir uns nicht vielmehr mahnen lassen, als treue Haushalter unsre Pflicht zu thun. Zur Thätigkeit, zur Anspannung aller Kräfte in Kampf und Hingabe? Was ist frömmer, jene passive oder diese aktive Reaktion gegen das Böse? War Christus wirklich nur der leidende? Die das sagen, kennen ihn nicht.

Unzählige sind durch ihre persönliche Lage und Art gewiß berufen, im Stillesein und Dulden ihr Christentum zu beweisen. Aber die Zeichen der Zeit mahnen jeden, der die Kraft und die Pflicht hat, seinen Anteil zu nehmen an der politischen und sozialen Riesenarbeit, die unsre Gegenwart leisten soll. Ein Jammer wäre es, wenn die Frucht des Präsidentenmordes von Lyon nichts weiter wäre als ein neues Ausnahmegesetz wider Anarchisten oder gar Sozialdemokraten. Wir wollen eine Obrigkeit haben, die den Mörder straft und den Mord nach Kräften verhütet. Aber wir wollen nicht Maßregeln, die den Fanatismus steigern statt ihn zu ersticken und, wie sie ein Angstprodukt der gegenwärtigen Gesellschaft sind, diese in eine falsche Sicherheit wiegen. Christlich ist es allein, auf dem Wege gesunder Reformen vorwärts zu gehen, wirklich vorhandne Uebel und Ungerechtigkeiten abzustellen, auch wenn es die heutzutage privilegirten Stände Opfer kostet, und den Erfolg Gott anheimzustellen. Wir sind weit entfernt, das, was unser Reich in dieser Richtung geleistet hat, zu überschätzen; wir sind auch weit entfernt, es direkt als „praktisches Christentum“ zu würdigen; aber es war doch etwas, woran der Christ seine Freude haben konnte. Möchten nur Staat und Gesellschaft in der gleichen Richtung mutig fortarbeiten, und möchten andre Staaten mit Schritt halten. International muß freilich das internationale Uebel bekämpft werden.

Vielleicht ist es doch nicht zufällig, daß Frankreich, das Land des jüngsten Schreckens, mit sozialen Reformen besonders im Rückstande ist. So nehmen wir es gern als freundliche Verheißung hin, daß Casimir Perier, der Nachfolger des Ermordeten, ein entschiedner Freund solcher Reformen ist. Möge er durch das entsetzliche Ereignis, das ihn an die Spitze seines Volkes gerufen hat, nur in seiner Gesinnung gefestigt die ihm gegebne Macht umsomehr in den Dienst der Gedanken stellen, die er einst ausgesprochen hat: „Es muß endlich geschehen, daß die Privilegirten des Lebens, jene, die Ueberflüssiges genießen, sich einen erweiterten Begriff von ihren sozialen Pflichten machen und sich dazu verstehen, einen etwas schwereren Teil der Staatslasten als bisher auf sich zu nehmen, damit diejenigen erleichtert werden, die ihre Familien mit ihrem Tageslohne ernähren. Wie viel Feindschaft und Haß ist entstanden, weil die Eitelkeit der Reichen die Abstände der Menschen von einander vergrößert hat! Den Enterbten des Glücks, der tapfer den Kampf ums Dasein kämpft, achten und lieben, das heißt Pflicht und Gewissen ehren, die nicht gelehrt wurden, sondern von sich selbst den rechten Weg gefunden haben.“ R

(Zu unserm Artikel über Kandidatennot) Aus Anlaß des Artikels in Nr. 25 „Unsre Kandidatennot“ erhalten wir aus Holland eine Zuschrift, worin es heißt:

Umgekehrt wie in Deutschland ist die Lage in Holland. Hier jammert man über Prädikantennot; eigentlich sollte es heißen Gemeindenot. Denn von den 1600 Pfarrstellen in der reformirten Landeskirche können aus Mangel an Kandidaten über 380 nicht besetzt werden. In der lutherischen, separirten, Remonstranten- und Mennonitenkirche ist es ebenso. Mithin würden nicht weniger als 500 Kandidaten in den verschiednen Provinzen und Kirchen der Niederlande Stellung finden. Daran fehlt es aber in Holland. Ich frage: könnte nicht mit dem dortigen Ueberfluß dem hiesigen Mangel abgeholfen werden? Wäre es nicht möglich, daß durch offizielle und amtliche Uebereinkunft zwischen den kirchlichen Autoritäten der beiden Länder den deutschen Kandidaten mittels eines Colloquium der Weg zu den holländischen Gemeinden geöffnet würde? Das Erlernen der holländischen Sprache wird doch kein Hexenwerk sein. . . .

(Der Roman des Notowitsch) ist nun glücklich ins Deutsche übersetzt. Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien veröffentlicht folgende Anzeige:

„Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes. In dieser Sammlung ist soeben erschienen: Die Lücke im Leben Jesu. Aus dem Französischen von Nikolaus Notowitsch. In Frankreich erlebte dieses Buch in wenigen Monaten sieben Auflagen. Es giebt nach indischen Quellen Aufklärung über die Lücke im Leben Jesu von seinem zwölften bis zum dreißigsten Jahre und eine Schilderung seines Endes, die wesentlich von der Darstellung der Evangelisten abweicht. Von den verschiednen Autoritäten, denen Notowitsch von seiner Entdeckung Kunde gab, hat keine an der Richtigkeit gezweifelt, und eine Widerlegung ist bis jetzt nicht erfolgt. Jedenfalls wird dies hochinteressante Werk auch in Deutschland mit Begierde gelesen werden.“

Es ist ein Skandal, wenn eine anständige Buchhandlung in Deutschland, dem Lande der kritischen Gelehrsamkeit, ein solches französisch-russisches Machwerk ohne jede Kritik veröffentlicht. Mag man getrost verdeutschen, was in Frankreich Sensation gemacht hat, aber wir dürfen von einer Verlagsanstalt, die ihren Beruf ernst nimmt, erwarten, daß sie sich von wirklichen „Autoritäten“ dabei beraten läßt, und wenn der Schwindel am Tage liegt, bei der Reklame einige Reserve übt. Welcher Gelehrte wird sich denn der edlen Aufgabe unterziehen, „dies hochinteressante Werk“ zu widerlegen? Man vergleiche unsern Artikel „Jesus-Issa — Ein neuer Schwindel“ in Nr. 20 d. J. R

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als **Probenummer** in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie angelegentlichst zur Werbung neuer Freunde. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die **monatlichen Probeabonnements** erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Die ersten beiden Quartale werden auf Verlangen für je 2 Mark nachgeliefert.

Feine ganzleinene **Einbanddecken** für alle Jahrgänge sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen; ebenso Decken für Christliche Welt und Chronik zusammen, also mit breiterm Rücken, für denselben Preis. Desgleichen die Jahrgänge 1888 und 1890, geheftet für je 6 und 8 Mark, gebunden für je 9 und 11 Mark. Der Jahrgang 1887 ist vollständig, Jahrgang 1889 bis auf einige Nummern vergriffen, beim Jahrgang 1891 fehlt Nr. 1, beim Jahrgang 1892 die Nrn. 40 bis 45, beim Jahrgang 1893 die Nrn. 3 und 10. Einzelnummern können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfennige von der Verlagshandlung nachbezogen werden.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die **Chronik der Christlichen Welt**, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt sie für 1 Mark auf das Vierteljahr. Postnummer ist 1403. Auch von der Chronik wird Nr. 27 unentgeltlich als Probenummer in beliebiger Anzahl ausgegeben. Von den frühern Jahrgängen kann der erste Jahrgang, 1891, noch für 4 Mark nachbezogen werden, beim Jahrgang 1892 fehlen die Nrn. 45 und 47, beim Jahrgang 1893 die Nrn. 15, 23, 24 und 41. Einzelnummern kosten 15 Pfennige. Vom laufenden Jahrgang sind die ersten beiden Vierteljahre noch vollständig zu haben.

Die Verlagsbuchhandlung — Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 27 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Die **deutsche evangelisch-reformirte Gemeinde zu Frankfurt a. M.** beabsichtigt einen **ordinirten oder ordinationsfähigen Hilfsprediger** anzustellen.

Bewerber müssen sich über eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung und besonders über ihre Predigttüchtigkeit ausweisen können. Kandidaten, welche bereits amtlich thätig waren, würden den Vorzug haben.

Alle näheren Bedingungen werden auf Wunsch mitgeteilt werden.

Meldungen sind unter Beifügung der Zeugnisse und eines kurzen Lebenslaufes bis zum 31. Juli an die unterfertigte Stelle einzusenden.

Frankfurt a. M., Ende Juni,
Rotekreuzgasse 12. **Das Presbyterium**

In unserm Verlage erschien soeben und ist vorrätig in allen Buchhandlungen:

Die Schriften des Neuen Testamentes

Dem deutschen Volke übersetzt und erklärt von
D. Emil Zittel
Mit vier Karten

Das Werk ist eine vollständige Neubearbeitung der früher in unserm Verlage erschienenen „Familienbibel“ desselben Verfassers. Die **Uebersetzung** der nach der Zeit ihrer Abfassung geordneten Schriften dürfte nun an philologischer Treue keinen andern nachstehen, diese alle aber an **Volkstümlichkeit** und **Allgemeinverständlichkeit** unter Beibehaltung des Sprachcharakters Luthers weit übertreffen.

Preis 6 Mark, gebunden 7,50 Mk.

Gleichzeitig gelangt auch ein Separatabdruck des **„Johannesevangeliums“** und der **„Offenbarung“** zur Ausgabe. Preis à **60 Pfg.**

Karlsruhe — **G. Braunsche Hofbuchhandlung**

Deutsche Erzieherin (geprüfte Musiklehrerin, gut bewandert in Sprachen), vor kurzem von der katholischen zur evangelischen Kirche übergetreten, sucht Stellung in norddeutschem Pfarrhause zum 20. Sept. oder 1. Okt. d. Js.

Näheres d. Dr. Lessing, Pfarrer, Genua, Salita Bachernia 90.

In einem Pfarrhause ist man bereit, zu Michaelis einen Kandidaten aufzunehmen. Derselbe soll einem siebenjährigen Knaben und einem sechsjährigen Mädchen Unterricht erteilen und ihre Arbeiten beaufsichtigen. Im übrigen freie Zeit. Es wird auf reges theol. wissensch. Interesse gerechnet. Vollständ. freie Station und 240 Mk. Ausführliche Meldungen durch die „Christl. Welt“ unter „Pfarrhaus in Südhannover.“

Ein neues Erholungshaus.
Ruheort für Erholungsbedürftige m. stillem Aufenthalt in christl. Hausgemeinschaft. Freie Aussicht, freundl. Anlagen, prächt. hohe Aussichtspunkte u. Ruheplätze, reizende Umgegend. — Zimmer hoch, alle mit Blick ins Grüne. — Speisesaal, Lesezimmer. — Gemütl. Verkehr mit den Hausgenossen. Gemeinsch. Andachten. — **Heilkräftige Soole.** Bäder auch im Haus. Pension von 4,50 Mk. an. 2—3 Pers. gemeins. entspr. billiger. Prospekt und Näheres durch Pfarrer **H. Faulhaber** in Schw.-Hall, Württ.

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Luthers Werke für das christliche Haus.

Herausgegeben von
Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider u. s. w.

Diese schöne, sich auch zum Geschenk vorzüglich eignende Gesamtausgabe sollte in keinem christlichen Hause fehlen, um so mehr, als die Anschaffung durch
bedeutende Preisermäßigung
unsrerseits erheblich erleichtert wird. Nähere Auskunft erteilt die Buchhandlung von
Rühle & Schlenker
in Bremen.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums. deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche**, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Biete an
zu beigesetzten sehr mäßigen Preisen:

Allgem. Weltgeschichte. Herausg. v. Flathe, Hertzberg, Justi u. a. M. zahlr. Abbildgn., Portr., Beilagen u. Karten. 12 Bde. u. Reg. 1884/92. Eleg. Hfz. Sehr schönes Expl. (Ldpr. 180 Mk.) f. 100 **Mk.**
Herzog—Plitt, Realencyklop. d. protest. Theologie. 2. Aufl. 18 Bde. 1877/88. Orighfz. (Ldpr. 216 Mk.) . . . . f. 115 **Mk.**
Denkmäler d. klassisch. Altertums. Hrsg. v. A. Baumeister. 3 Bde. 1889. Eleg. Orighfz. Sehr schönes Expl. (Ldpr. 84 Mk.) f. 48 **Mk.**
Lange, J. P., Bibelwerk, Altes Test. (20 Tle.) u. Neues Test. (16 Tle.) in 16 Bdn. 1866/93. Hfz. (Ldpr. 177,20 Mk.) . . . f. 125 **Mk.**
Mas Latrie, Trésor de chronologie d'histoire et de géographie pour l'étude du moyen-age. Paris, 1889. Hfz. (Ldpr. 80 Mk.) f. 48 **Mk.**
Weber, G., Allgem. Weltgesch. 2. Aufl. 15 Tle. in 16 Bdn. u. Regbd. 1882/89. Eleg. Hfz. Sehr schön. Expl. (Ldpr. 161 Mk.) f. 100 **Mk.**
Sohr—Berghaus, Handatlas. Neueste Aufl. Eleg. Hfz. (Ldpr. 37,50 Mk.) . . . . f. 16 **Mk.**
Spruner, K. v., Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit. 3. Aufl. von Th. Menke. 1880. Orighfz. (Ldpr. 93,60 Mk.) . . . . f. 50 **Mk.**
Darwin, Ch., Gesammelte Werke. Dtsch. v. Carus. 16 Bde. 1875/90. Brosch. (Ldpr. 135,60 Mk.) . . . . f. 80 **Mk.**
Meyers Konversations-Lexikon. Neueste vollständige Aufl. 19 Bde. Eleg. Orighfz. (Ldpr. 190 Mk.) . . . . f. 105 **Mk.**
Peters, C., Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabb. 1891. Origbd. Interessantestes, bestgeschriebnes Reisewerk über Afrika! (Ldpr. 16 Mk.) . . . . . f. 7,50 **Mk.**

Sämtlich garantirt komplett und gut erhalten!
Einkauf und Tausch von Büchern und Zeitschriften.
Lagerkataloge gratis.
Alfred Lorentz,
Buchhandlung, Leipzig, Kurprinzstraße 10.

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben erschienen:
13. **Das Apostolikum als Tauf- und Konfirmationsbekenntnis.** Von D. Karl Köhler, Oberkonsistorialrat in Darmstadt. Preis 40 Pf.

Leipzig — **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig